Wirtschaft: Freizeitgesellschaft und Arbeitgeber fordern neue Arbeitszeitmodelle

economy

Das unabhängige Themenmagazin Österreichs

20. 6. 2008 I € 1,50
N° 60 I 3. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 05Z036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

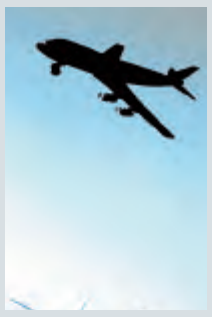
Reisen der Zukunft

Urlaub wird immer mehr zum Luxus, Luxusurlaub immer beliebter. Airlines fusionieren, und der Billigflug verschwindet. Gewohnheiten im Umbruch.

Forschung: *Fette Jahre – Noch nie waren so viele Österreicher auf Urlaub* Seite 4
Technologie: *E-Tourismus – Österreichisches Know-how für Finnland* Seite 7
Dossier: *Reisen auf Abwegen – Auf der Suche nach dem Außergewöhnlichen* ab Seite 17
Leben: *Anti-Arbeit – Die süße Tugend des Nichtstuns gegen das Recht auf Arbeit* Seite 21

Quick**onomy**

Nachrichten



Unterwegs und doch im Web 8
Auf Reisen online zu sein ist heute kein Problem. Einzig die Kosten drücken.

Hurra, wir fliegen noch 10
Die Zukunft des Fliegens steht in den Sternen. Hoffnungen werden derzeit in Biotreibstoff und Einflügler gesetzt.

Entscheidung um den Luftmarkt 14
Alteingesessene Fluglinien geraten in Turbulenzen. Fusionsbestrebungen gehören zum Alltag.

Luxus ist nicht unbezahlbar 19
Abseits von den Touristentrampelpfaden und mit etwas Kleingeld stellt Reisen noch echten Genuss dar.

Airlines auf der schwarzen Liste 22
Dem Konsumenten bleibt der Einblick in Wartungsroutinen von Airlines verwehrt.

Kommentare

Pro: Mit dem Buch in der Hand ... 16
Mit guter Lektüre vorbereitet, lassen sich fremde Kulturen eindringlicher erfahren.

Contra: Fahrt ins Blaue 16
Ohne Vorbereitung wird jede Reise zum Abenteuer. Die Lust am Entdecken.

Wenig Liebe zu Kindern 16
Viele Hotels nützen Kinder, um deren Eltern im Urlaub kräftig zur Kasse zu bitten. Ein Erfahrungsbericht.

Flugbegleiterin am Höhenruder .. 24
Flugangst lässt sich mit Erinnerungen an Katastrophenfilme begegnen.

Business-Trip ins Krankenhaus .. 24
Über das Internet eine günstige Business-Absteige zu buchen, kann zum Abenteuer werden.

Standards

Dossier ..... ab 17
Karriere 21
Warenkorb 23
Test 23
Beratereck 24
Zeitgenössische Kunst aus Österreich .. 25
Special Innovation ..... ab 26

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak
Verlagsmanagement: Peter Allmayer-Beck, Chef vom Dienst: Klaus Lackner
Redaktion: Beatrix Beneder, Margarete Endl, Astrid Kasparek, Klaus Lackner (kl), Arno Maierbrugger, Alexandra Riegler, Christine Wahlmüller
Autoren: Barbara Forstner (bafo), Lydia J. Goutas, Mario Koeppl, Michael Liebminger, Thomas Loser, Hannes Stieger
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Bilderbox.com
Special Innovation: Ernst Brandstetter, Sonja Gerstl, Gerhard Scholz
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl

Druck: Luigard, 1100 Wien
Internet: www.economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0
Druckauflage: 25.000 Stück
E-Mail: office@economy.at
Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz: Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 30 Euro, Studentenabo: 20 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at

Berufung: Gemeinsame Leidenschaft für Qualitätsmedien

Neues Verlagsmanagement

Mit Peter Allmayer-Beck übernimmt einer der erfahrensten Medienmanager Österreichs die Bereiche Anzeigen und Marketing im *economy*-Verlag. Erste Daten aus Leseranalyse/Entscheidungsträger.

Christian Czaak

Peter Ernst Allmayer-Beck (PAB) ist neuer Verlagsmanager des *economy*-Verlags. Als Verlagsleiter führte er von der Gründung an viele Jahre lang *trend/profil*, bevor sich 1996 unsere Wege beim *Standard* kreuzten. Nach dem Verkauf des *Standard* an den Süddeutschen Verlag 1999 wechselte Allmayer in Folge zum Österreichischen Wirtschaftsverlag, ebenfalls im Besitz des Süddeutschen Verlags und nun, ebenso wie die *Standard*-Beteiligung, an die deutsche SWMH-Gruppe (Südwestdeutsche Medienholding) verkauft.

Eine glückliche Fügung für unsere Zeitung. Es gibt in Österreich keinen zweiten Verlagsmanager, der Know-how, langjährig gewachsene Kontakte zur Medien- und Werbebranche, Seriosität und Kompetenz auf eine sympathische Art und Weise vereint. Ich freue mich, meinen vertrauten Weggefährten wieder an meiner Seite zu haben.

Vertrauter Weggefährte

Peter Allmayer-Beck widmet sich seit vielen Jahren auch seinem eigenen Buchverlag und der wissenschaftlichen Erforschung von Globen. Seine persönliche Globensammlung reicht vom frühen 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Seit 2000 ist er Präsident der 1952 gegründeten Internationalen Coronelli-Gesellschaft, die sich der wissenschaftlichen Erforschung alter Erd- und Himmelsgloben widmet. Allmayer-Beck hat sich auch auszeichnungswürdige Verdienste für sein Engagement für die Neueinrichtung des Globenmuseums der Österreichischen Nationalbibliothek 2005 in Wien erworben. Es ist weltweit die einzige Institution dieser Art. Ganz so, wie *economy* das einzige Themenmagazin seiner Art in Österreich ist. Die weitere Etablierung als qualitativ hochwertige Kaufzeitung bei Lesern und Werbewirtschaft wird unsere gemeinsame Herausforderung sein.

PAB: „Eine neue Buslinie vom *economy*-Sitz in der Gonzagagasse zur neuen Außenstelle im Café Gutruf ist geplant." Foto: economy

Aktuelle Reichweite

Wie die aktuelle Leseranalyse der Entscheidungsträger (LAE 2007) zeigt, nutzen bereits 6000 Top-Entscheider der ersten und zweiten Management-Ebene jede Ausgabe von *economy*. 41.000 Entscheidungsträger aus Wirtschaft und Verwaltung werden uns in dieser LAE als maximale Reichweite bescheinigt. 76.000 Leser haben wir nach 2,5 Jahren insgesamt. Zur Erreichung dieser wirtschafts- und bildungsaffinen Zielgruppen ist die Strategie von *economy* seit Beginn auf eine gleichmäßige Verbreitung in ganz Österreich ausgelegt.

Neben der regelmäßigen unabhängigen Prüfung von Auflage und Demografie durch die Österreichische Auflagenkontrolle (ÖAK 2007) und die Leseranalyse (LAE 2007) ist uns auch die inhaltliche Abstimmung mit unseren Lesern wichtig. Die aktuelle Umfrage mit 1004 Teilnehmern zeigt: Die stärkste Verbreitung liegt mittlerweile bei den 20- bis 29-Jährigen, vor den 30 bis 39-Jährigen. 55 Prozent verfügen über einen Hochschulabschluss, 32 Prozent über Matura oder Fachschulabschluss. Ein Drittel der *economy*-Leser ist weiblich. 37 Prozent sind selbstständig tätig. Knapp drei Viertel kommen aus den Bundesländern. Einstimmig positiv wird unsere inhaltliche Richtung bewertet: solider und unkonventioneller Journalismus für informativen Lesespaß.

www.economy.at

Editorial

Passend zum Schwerpunktthema dieser Ausgabe, sollten Sie an dieser Stelle wie immer eine inhaltliche Einführung finden. Urlaubsreisen stellen aber auch eine Abwechslung zum Alltag dar, daher auch hier einmal etwas Abwechslung – mit einer inhaltlichen Einführung zur Einführung. Mir würde schon auch genug zum Thema Reisen einfallen. Wirklich. Aber ich mache das diesmal nicht. Eine Einführung einzuführen hat entschieden mehr Charme. Da kann man über das Einführen schreiben. Oder über die Einführung. Oder über die einzuführende Einführung selbst. Glauben Sie mir: Der Platz dieses Kasterls würde nicht ausreichen. Bei Weitem nicht. Etwas ordentlich einzuführen ist ganz wichtig. Für die Nachhaltigkeit. Und dann erst zum Thema Reisen. Nicht auszudenken. Sozusagen das intellektuelle Trampolin in den Urlaub. Dafür würde ich locker die ganze Zeitung brauchen. Zumindest. Und nicht nur dieses Kasterl. Daher meine Bitte um Verständnis: Es gibt diesmal

keine geschriebene Einführung zu unserem Schwerpunktthema. Dafür liefern wir die entsprechenden Geschichten und Wünsche für einen erholsamen Urlaub. Den wir uns heuer auch gönnen und verdient haben. 60 Ausgaben von economy sind seit unserem Start im Jänner 2006 erschienen. 60 Ausgaben mit unabhängig recherchierten Berichten, Geschichten, Kommentaren und Illustrationen zu Schwerpunktthemen aus Forschung, Technologie und Wirtschaft. Informativer Lesespaß. Die nächste economy-Ausgabe erscheint am 18. Juli 2008. Dann auch wieder mit einer ordentlichen inhaltlichen Einführung. Versprochen.

Christian Czaak

Zukunft des Reisens: Urlaub ist ein Sehnsuchtsgeschäft, Reisen ist ein Grundbedürfnis des Menschen

Trüffelsucher und Sparstrumpf

Der Ölpreis schnalzt in die Höhe. Reisen wird teurer. Urlaub machen wir dennoch. Wer es sich leisten kann, schwelgt in Luxus. Einige reisen und schlafen billig, gönnen sich aber Oper und Haubenlokal.

„Da sein in der Gegenwart und gleichzeitig in sich ruhen. Außer mir sein und gleichzeitig ganz bei mir selber sein und mich getragen wissen von einer Kraft.“ (Dietrich Grönemeyer) Foto: APA/Kumm

Margarete Endl

Zwei Manager wollen einen Geschäftserfolg feiern. Ihr Freizeit-Broker organisiert einen Tagestrip mit allen Leckereien: Fitnessmenü im Haubenlokal, Flieger zum Bodensee, Ice-Biken – ein neuer Trendsport für reifere Jahrgänge – auf dem Unterwassergletscher, Blind Date mit bezaubernden Damen, gemeinsamer Flug nach Salzburg zum Violinkonzert. „Trüffelsucher“ nennt die Österreich Werbung diesen Kundentyp in einem Szenario für das Jahr 2015.

Auch die Tourismusorganisation der Vereinten Nationen (UNWTO) blickt in die Zukunft. Bis 2020 prognostiziert sie eine enorme Zunahme des weltweiten Tourismus (siehe Grafik). Das war allerdings, bevor der Ölpreis in die Höhe schnalzte.

> „Um sich vom Alltagstrott zu erholen, muss man nicht um die halbe Welt fliegen.“
> MARGIT LEUTHOLD

Die UNWTO schreibt einfach die Trends der vergangenen Jahre fort. Von 2000 bis 2007 ist der Tourismus weltweit um 32 Prozent gewachsen. Entwicklungsländer haben ein noch höheres Wachstum, die Ankünfte von Touristen stiegen in diesem Zeitraum um 54 Prozent. Europa dominiert den Markt klar und wird es auch weiter tun, aber mit abnehmendem Anteil am Weltmarkt.

Wenn der Ölpreis steigt ...

Mit einem explodierenden Ölpreis haben die Tourismusexperten aber nicht gerechnet. „Niemand hat den sprunghaft steigenden Ölbedarf von China und Indien vorhergesehen“, sagt Egon Smeral, Tourismusforscher am Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung. Es gebe keine Modellberechnungen, wie sich Reisen entwickeln wird, wenn der Ölpreis weiter steigt. Hohe Energiepreise wirken sich auf die Heizkosten und die regelmäßig anfallenden Kosten für Mobilität aus. „Ein Kaufkraftverlust breiter Bevölkerungsschichten würde gravierende Auswirkungen auf das Urlaubsverhalten haben“, sagt Smeral. Beim Urlaub wird am ehesten gespart. „Die Wiener fahren dann halt auf die Donauinsel.“

Einige Energieexperten haben den Preisanstieg erwartet, weil sie damit rechneten, dass „Peak Oil“, das globale Ölfördermaximum, unmittelbar bevorstehe oder bereits eingetreten sei. Sie wurden von anderen Experten oft als notorische Pessimisten abgetan. Werner Zittel und Jörg Schindler von der deutschen Ludwig Bölkow Systemtechnik vermuten in ihrer Studie *Crude Oil: The Supply Outlook*, dass bereits 2006 die maximale Ölförderung erreicht wurde.

Wenn die Förderung technisch nicht ausgedehnt werden kann, die Nachfrage aber steigt, geht der Ölpreis in die Höhe. Österreichische Energieexperten haben diskutiert, welche Folgen ein möglicher Ölpreisanstieg auf 400 US-Dollar pro Fass (derzeit rund 130 US-Dollar pro Fass) in den nächsten zehn Jahren haben könnte, und waren sich bei ihren Spekulationen gar nicht einig.

... ändert sich das Reisen

Einige Experten meinten, der Tourismus in Österreich würde profitieren, weil viele Leute auf Flugreisen verzichten würden. „Ich halte das für einen Blödsinn“, sagt Michael Cerveny von der Österreichischen Gesellschaft für Umwelt und Technik. „Für eine vierköpfige Familie wäre es noch immer billiger, in die Türkei zu fliegen als in Österreich Urlaub zu machen.“

„Ich glaube nicht, dass sich das Urlaubsverhalten generell ändern wird“, sagt Barbara Aster, Beraterin beim Südtiroler Tourismus-Consulter Michaeler & Partner. „Leute, die bislang mit dem Auto lange Strecken in den Urlaub gefahren sind, werden sich aber kürzere Reiseziele überlegen.“ Man werde auch weiterhin fliegen, aber eher nach Griechenland oder Spanien statt in die Karibik.

„Reisen, die Welt kennenzulernen, das ist ein Grundbedürfnis des Menschen“, sagt Margit Leuthold, Geschäftsführerin von Respect – Institut für Integrativen Tourismus. „Wir sind auf andere Kulturen neugierig. Wenn Reisen teurer wird, werden wir die Reiseziele bewusster auswählen und länger bleiben anstatt jedes Sonderbilligflugangebot wahrzunehmen.“ Billige Kurzstreckenflüge seien sowieso eine ökologische Dummheit. Kostenwahrheit im Verkehr sieht Leuthold als Chance für die Urlauber, mehr auf sich zu hören. „Um auszuspannen und sich vom Alltagstrott zu erholen, muss man nicht um die halbe Welt fliegen, dazu reicht eine schöne Umgebung.“

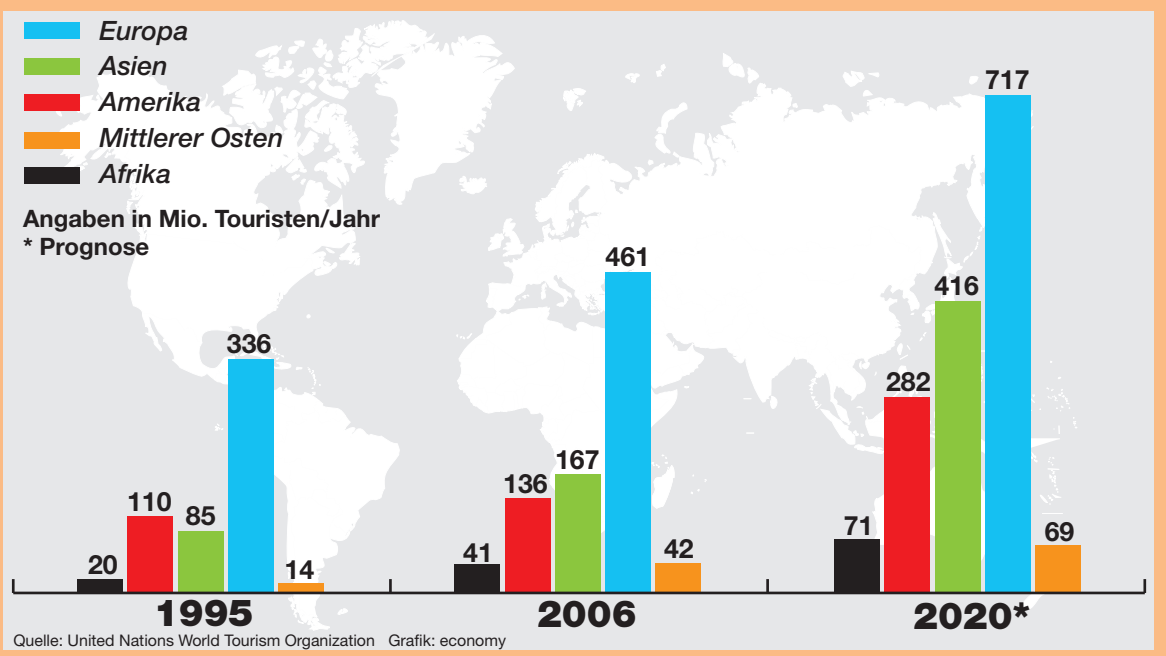
Die österreichischen Hoteliers sehen die hohen Energiepreise im Augenblick eher als Problem denn als Chance. „Viele Hotels haben einen energieintensiven Wellnessbereich ausgebaut“, sagt der Tourismus-Consulter Manfred Kohl. Sie leiden unter dem Kostenschub. Nur wer an Thermalquellen angeschlossen ist, kommt heil davon. Derzeit sieht Kohl keine Änderung des Reiseverhaltens. „Der Urlaub ist ein Sehnsuchtsgeschäft. Genau wie das Auto.“ Die Schmerzgrenze, ab wann der Benzinpreis wirklich wehtut und Autofahrer ihr Verhalten ändern, ist unbekannt.

Eines weiß man schon jetzt: Die Einkommensschere zwischen Reich und Arm öffnet sich weiter. Der Ölpreis beschert einigen Ländern enorme Gewinne. Luxusurlaubsorte wie St. Moritz und Kitzbühel profitieren von den „reichen Russen“. In den früheren kommunistischen Staaten entsteht eine neue Mittelschicht, die sich Reisen leisten kann und gerne nach Österreich kommt.

Auch das Profil der Reisenden verändert sich. „Jemand kommt billig an und übernachtet in einem Minihotel, hat aber schönes Gewand im Koffer, geht in die Oper und ins Sacher essen“, definiert Eleonore Gudmundsson von der Österreich Werbung die neuen, schwer kalkulierbaren Reisenden. „Es gibt keine durchgängigen Konsumationsmuster mehr.“

Durchgängig arme Urlauber gibt es trotzdem, auch sie hat die Österreich Werbung im Szenario 2015 definiert: „Sparstrumpf“ fährt mit einem Bus an den Wörthersee. Im Bus wird er mit Werbevideos beschallt, was die Reise billig und nervig macht. Geschlafen wird im Matratzenlager. An der Automatenbar am Seestrand lernt er eine Frau kennen, beim Barfußlauf beginnen sie eine Romanze. Wenigstens dieses Szenario ist beim „Trüffelsucher“ und beim „Sparstrumpf“ ähnlich.

Wo die Menschen urlauben



Quelle: United Nations World Tourism Organization Grafik: economy

Forschung

Fette Jahre für heimische Touristiker

Die gute Konjunktur trägt Früchte: Noch nie sind so viele Österreicher auf Urlaub gefahren wie im Vorjahr. Dabei liegt auch bei Einheimischen Österreich voll im Trend. Tourismus- und Freizeitforscher haben ein riesiges Forschungsfeld zu bearbeiten.

Die Sommerreisesaison steht knapp bevor. Tourismusforscher orten einen Trend zum Österreich-Urlaub: Baden am See, Wandern, aber auch Tagesausflüge stehen hoch im Kurs. Foto: dpa/APA/Jansen

Christine Wahlmüller

Urlaub ist das magische Zauberwort für viele Österreicher. Im Reisejahr 2007 waren rund 60 Prozent der Bevölkerung mindestens zwei Tage verreist, hat eine Umfrage des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung (IFT) ergeben. Gegen die Auslandsjoker Sommer, Strand und Meer setzt der zurzeit sehr im Trend liegende Österreich-Tourismus auf die Vielfalt von Natur, Kultur und Kulinarik.

„Der gelungene Mix aus Wellness und Inszenierung des Naturraums setzt sich immer mehr durch“, heißt es in der Studie. „Familien setzen auf die Erreichbarkeit mit dem Auto. Da kommen Österreich, Kroatien und die nördliche Adria in Frage“, erklärt IFT-Leiter Peter Zellmann. Er glaubt, dass Flugreisen weiter an Beliebtheit verlieren werden. „Wir erleben eine Renaissance des Familienurlaubs mit dem Auto, auch aufgrund der hohen Flugpreise und der komplizierten Sicherheitsbestimmungen beim Fliegen.“

Vom Inlandsboom haben 2007 vor allem die Bundesländer Steiermark und Kärnten profitiert; sie liegen unangefochten an der Spitze, während Tirol gegenüber 2006 stark zurückgefallen ist. Die wichtigsten Bedürfnisse der Österreicher in puncto Urlaub sind ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis (57 Prozent), eine schöne Landschaft (51 Prozent) sowie Gastfreundschaft beziehungsweise Freundlichkeit (50 Prozent), knapp gefolgt von Bademöglichkeit, gemütlicher Atmosphäre und guter Küche.

Die Frage nach dem guten Preis-Leistungs-Verhältnis haben die IFT-Experten genauer untersucht. Die mittleren Preiskategorien (Zwei- und Drei-Sternbetriebe) müssen in der Zukunft auf ein individuelles Angebotsprofil setzen, „der Markt braucht die Liebe zum Angebotsdetail“, wird konkret festgestellt. Denn die Gäste würden den Konsumstil „Luxese“ pflegen, eine Kombination aus Luxus und Askese. Man spart bei nicht notwendigen Standards und ist dafür ausgabefreudig bei jenen Dingen, die den Urlaub zum unvergesslichen Erlebnis machen. „Das Geheimnis für Konsumbereitschaft ist die emotionsgenaue Information und Betreuung, das Erfolgsrezept heißt Authentizität und die Bereitschaft zu Angebotskooperationen in der Region“, weiß Zellmann.

Modellregion Neusiedlersee

Zur Ideenfindung und zur Entwicklung eines entsprechenden gemeinsamen touristischen Angebots hat der Forscher jetzt die Aufgabe, ein Pilotprojekt zu koordinieren: das Tourismusnetzwerk Neusiedlersee. Auftraggeber sind die Bundesregierung und das Land Burgenland, als „Drehscheibe“ fungieren Burgenland Tourismus und Neusiedlersee Tourismus. „Ich sehe das als Bottom-up-Prozess, wobei es darum geht, eine neue oder alte Marke zu definieren, herauszubilden und zu vertreten“, unterstreicht Zellmann die Herausforderung.

28 Gemeinden sind dazu eingeladen, aktiv mitzuarbeiten. Am 17. Mai wurde bei einer großen Info-Veranstaltung basisdemokratisch entschieden, mit einem Etappenplan schrittweise Ergebnisse und Lösungen gemeinsam zu erarbeiten. Die erste Etappe geht nun bis Weihnachten. Dabei sollen die Bürgermeister, aber auch die Bevölkerung aller 28 Gemeinden Gelegenheit zur Mitarbeit haben. „Möglichst viele sollen sich in dem Ergebnis wiederfinden“, zeigt Zellmann auf, worauf es in dem Pilotprojekt ankommt.

Bis Ende 2009 sollen die Ergebnisse vorliegen: „Ich habe auch schon konkrete Anfragen von Interessenten aus anderen Bundesländern“, freut sich Zellmann über das positive Echo auf das Modellregionprojekt. Parallel zum Etappenplan werden jetzt auch Ideen zur Aus- und Weiterbildung gesammelt, die im September im Rahmen einer großen Veranstaltung präsentiert werden sollen.

Gerade in der Tourismusforschung hat sich sehr viel verändert. „Früher war bei den praktischen Klausuren eine Frage: Wie viele Krügel Bier gehen aus einem Fass heraus? Heute stehen Themen wie Datamining oder die Positionierung von städtischen Reisezielen auf dem Programm“, erklärt Josef Mazanec, Vorstand des Instituts für Tourismus- und Freizeitforschung (ITF) an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Veränderungen durch IT

Die Informationstechnologie spiele jedoch schon sehr lange eine Rolle. „Die Tourismuswirtschaft, aber auch die Forscher waren bereits sehr früh, seit Mitte der 1980er Jahre, vernetzt“, erinnert sich Mazanec. Heute sei das Internet aus der Reisebranche gar nicht mehr wegzudenken, „die Informationstechnologie ist auch eines der heißen Themen in der Tourismusforschung“, stellt Mazanec fest. Hier gebe es auch zunehmend Interesse von Seiten der Studenten. „Eine Reihe von Diplomarbeiten, aber auch Forschungsprojekten befasst sich mit unterschiedlichsten IT-Themen“, konstatiert Mazanec.

Da geht es zum Beispiel um die Untersuchung von Reiseportalen wie Expedia oder Thomas Cook oder Online-Communitys wie etwa Bergex.at. Ob Stärken-Schwächen-Analyse oder Analyse der Usability (Benutzerfreundlichkeit) – Themen gibt es in Hülle und Fülle. „Wir beschäftigen uns zurzeit mit der Entwicklung und Optimierung von sogenannten Recommender-Systemen“, berichtet Mazanec. Dabei geht es um die Frage, wie der Beratungsgrad im Internet verbessert werden kann. Die Systeme sollen dabei selbstlernend reagieren und aufgrund der Reaktionen oder Assoziationen der Benutzer Urlaubsziele vorschlagen.

Ein weiteres wichtiges Feld in der Tourismusforschung ist die Reisezufriedenheit. Die Frage dabei lautet, wie man am besten Kundenbegeisterungsfaktoren identifiziert. „Das ist nicht einfache Marktforschung, sondern dahinter steht eine anspruchsvolle Analytik“, erklärt Mazanec.

Ein wichtiger Trend, der in der Tourismusforschung lange Zeit missachtet wurde, ist der Tagestourismus. „Das ist heute eine nicht zu verachtende wirtschaftliche Größe“, erklärt Mazanec. Gerade eben wurden zwei Studien dazu an seinem Institut fertiggestellt. Dabei ging es einerseits um den Tagestourismus in Niederösterreich und andererseits in der Stadt Salzburg. Beide Studien zeigen, dass der Tagestourismus voll im Trend liegt und noch an Bedeutung gewinnen wird.

In einer brandneuen Langzeitstudie des ITF wird der Frage nach der Informationssuche als Teil des Reiseentscheidungsprozesses nachgegangen. Persönliche Erfahrungen, Mundpropaganda und – fast gleichwertig – Information aus dem Internet beeinflussen, wohin schließlich gereist wird. Aber: Das Internet verdrängt nicht die klassischen Informationsmittel wie Broschüren oder Reisekataloge, sondern wird als zusätzliche Informationsquelle benutzt, so das Ergebnis der Studie.

Einig sind sich die Tourismusexperten im Hinblick auf das heurige Reisejahr: Die Reiselust der Österreicher ist ungebrochen, auch 2008 wird dem Österreich-Tourismus ein Erfolgsjahr bescheren. Und das, obwohl die Kosten für touristische Leistungen wie Übernachtungen, Speisen oder Getränke zwischen 2005 und 2007 im Schnitt um 4,9 Prozent gestiegen sind.

www.freizeitforschung.at
www.modellregion.at

Special Wissenschaft & Forschung

Mehrsprachig statt einsilbig

Sprachen sogenannter Minderheiten werden im offiziellen Leben oftmals ausgegrenzt – nicht nur in Österreich, sondern überall auf der Welt. Das von der Unesco ausgerufene Jahr der Sprachen soll das Bewusstsein dafür schärfen, dass mit der Sprache auch das damit verbundene Wissen und die Kultur verloren gehen.

Sonja Gerstl

Rund um den Globus kursieren derzeit mehr als 6000 verschiedene Sprachen. Über die Hälfte dieser Sprachen wird von weniger als 10.000 Menschen gesprochen, ein Viertel davon sogar von weniger als 1000 Menschen. Jedes Jahr sterben mindestens zehn Sprachen.

Angesichts dieser alarmierenden Zahlen hat die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (Unesco) 2008 zum „Internationalen Jahr der Sprachen" erklärt. Schließlich, so ist man überzeugt, bedrohe das zunehmende Verschwinden insbesondere kleiner Sprachen die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen.

Die Sprache der Menschen spiegelt das traditionelle Wissen über Umwelt und Kultur ihrer Träger wider. Der Untergang einer Sprache bedeutet auch den unwiederbringlichen Verlust dieses Wissens und dieser Kultur. Deklarierte Ziele der Unesco sind die Erhaltung sprachlicher Vielfalt, der Schutz gefährdeter und indigener Sprachen, Sprache als Mittel für Dialog und Integration und die Förderung mehrsprachiger Ausbildung. Im Rahmen des Internationalen Jahres der Sprachen werden Regierungen, UN-Organisationen, Organisationen der Zivilgesellschaft, Bildungs- und Kultureinrichtungen eingeladen, ihre Aktivitäten zur Förderung und zum Schutz des Kulturgutes „Sprache" und insbesondere der national und international bedrohten Sprachen auszubauen.

Wortwechsel

Grundlage dafür ist die UN-Resolution zur Mehrsprachigkeit. Die Unesco als UN-Sonderorganisation hat alle Mitgliedstaaten aufgerufen, Schwerpunkte zum Thema Sprache zu setzen.

Die Initiative für das „Internationale Jahr der Sprachen 2008" kam aus Österreich: Bei der 33. Unesco-Generalkonferenz im Jahr 2005 brachte das Land eine Resolution ein, die, besonders mit Unterstützung aus Afrika, angenommen wurde. Die Österreichische Unesco-Kommission veranstaltet deshalb in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur eine Expertentagung zum Thema „Lebensweltliche Mehrsprachigkeit". Die Konferenz dient einem breit angelegten und stark differenzierten Austausch von Informationen über die Förderung der individuellen und gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit im Alltag in vier Bereichen des öffentlichen Lebens: Bildung, Minderheiten, Wirtschaft und Medien. Erklärtes Ziel ist es, einen übernationalen, sprachlichen und institutionsunabhängigen Erfahrens- und Wissensaustausch zu ermöglichen. Zielgruppe sind Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, die sich in ihrer Forschung mit Mehrsprachigkeit befassen. Darüber hinaus sollen aber auch Praktiker zu Wort kommen.

www.jahrdersprachen2008.at

Vielsprachigkeit ermöglicht das bessere Verstehen des Anderen und trägt so zu mehr Toleranz bei. Vorurteile gegenüber Anderssprachigen gilt es abzubauen. Foto: Fotolia.com

Dieter Halwachs: „Das Verschwinden von Romani kann man verhindern, indem man Pluralität positiv besetzt und andere Kulturen und Sprachen nicht als minder(heiten)wertig betrachtet. Das ist angesichts der vorherrschenden Realitäten ein äußerst schwieriges Unterfangen", erklärt der Leiter des Romani-Projekts an der Universität Graz.

Ignoranz forciert den Sprachverlust

economy: ***Wie kam es zum Romani-Projekt*** (Romani ist die Sprache der Roma und der Sinti, Anm. d. Red.) ***an der Universität Graz?***

Dieter Halwachs: Das Romani-Projekt geht auf eine Initiative der österreichischen „Volksgruppe der Roma" aus dem Jahr 1993 zurück. Anfänglich auf das Burgenland beschränkt, beschäftigt sich das Projekt mittlerweile sowohl mit dem Romani als europäischer Minderheitensprache als auch mit der soziokulturellen und soziopolitischen Situation seiner Sprecher im europäischen Kontext.

Welche Intention steckt dahinter?

Abgesehen vom nach wie vor linguistischen Kernbereich, der Dokumentation der Pluralität des Romani als Teil der kulturellen Evolution, leistet das Projekt durch die praktische Umsetzung und Implementierung der Ergebnisse einen Beitrag zum Kultur- und Identitätserhalt und damit auch zur Emanzipation der Roma als europäische „Nation". Kodifizierung und Umsetzung unter Einbeziehung der Sprecher verringern die Wahrscheinlichkeit von Sprachverlust und der damit verbundenen kulturellen Assimilation und leisten einen Beitrag zur Steigerung des Selbstbewusstseins und zur sozioökonomischen Integration. Es handelt sich beim Romani-Projekt folglich weder um ein rein wissenschaftlich-akademisches Forschungsvorhaben noch um folkloristisch-sprachpflegerische Zwangsbeglückung, sondern um wissenschaftsbasierte Arbeiten im öffentlich-europäischen Interesse.

Von wie vielen Menschen wird diese Sprache gesprochen?

Schätzungsweise von einigen Zigtausend Menschen – in der überwiegenden Mehrzahl von Einwanderern im Gefolge der Arbeitsmigration ab 1960. Genaueres ist aber nicht bekannt.

Wie gefährdet ist Romani denn nun tatsächlich?

Das ist von Dialekt zu Dialekt verschieden – die sogenannten autochthonen österreichischen Varianten sind de facto stark gefährdet, die Dialekte von Migranten hingegen sind es weitaus weniger. Dazu gibt es auch entsprechende wissenschaftliche Erhebungen.

Wie kann man verhindern, dass diese Sprache endgültig verschwindet?

Das kann man verhindern, indem man Pluralität positiv besetzt und andere Kulturen und Sprachen nicht als minder(heiten)wertig betrachtet – um nur einige Aspekte zu benennen. Das allerdings ist ein schwieriges Unterfangen – zumindest solange die europäische Nationalstaatenideologie Common Sense einer populistischen, visionslosen Politik und einer materiell ausgerichteten Gesellschaft ist. *sog*

www.romani.uni-graz.at/romani

Global kommunizieren

Vom 12. bis zum 15. Juni 2008 findet in Eisenstadt die Internationale Konferenz zum Thema „Lebensweltliche Mehrsprachigkeit" statt. Inhaltlich geht es dabei um vier Kernbereiche: 1. Unterrichtssprachen und lebensweltliche Mehrsprachigkeit, 2. Minderheiten und lebensweltliche Mehrsprachigkeit, 3. Wirtschaft und Management der Vielfalt, 4. Lebensweltliche Mehrsprachigkeit in den Medien und im Internet. Neben einer Reihe von Plenarvorträgen finden auch zahlreiche Workshops sowie eine abschließende Podiumsdiskussion statt. Die Ergebnisse dieses kollektiven Wissens- und Erfahrungsaustauschs werden in einem Konferenzbericht zusammengefasst. In Eisenstadt erwartet werden international renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Österreich ist mit Bundesministerin Claudia Schmied (SPÖ) sowie zahlreichen Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern vertreten. Dieter Halwachs wird einen eigenen Workshop zu Romani abhalten.

ED_60-08_05_S.indd 5 03.06.2008 14:40:16 Uhr

Special Wissenschaft & Forschung

Innovation und Performance

Auf kleine und mittlere Unternehmen warten im hochtechnologischen Bereich zahlreiche Herausforderungen.

Sonja Gerstl

Vor allem junge Unternehmer sowie Klein- und Mittelbetrieben (KMU) verfügen oft nicht über die nötige Eigenkapitalbasis, um größere Investitionen umsetzen zu können. Der Österreichische Forschungsdialog widmete sich daher dieser Tage unter dem Titel „Entrepreneurship & Science Based Industries“ in Dornbirn der Thematik der Finanzierung von Innovation und Neugründungen.

Wie wichtig Unternehmensgründungen in modernen Volkswirtschaften sind, stand dabei außer Zweifel. Allein in Österreich erfolgen rund 30.000 Neugründungen pro Jahr. Vor allem der Bereich unternehmensorientierte Dienstleistungen boomt, wissensintensive Wirtschaftsbereiche und Hightech-Unternehmen prägen die Szenerie. Darüber hinaus wächst auch der Anteil an akademischen Spin-offs, also Unternehmensgründungen aus dem wissenschaftlichen Umfeld.

Risikokapital bereitstellen

All diesen Neugründungen gemeinsam ist, dass sie in den ersten Jahren ihres Bestehens mit einer ganzen Reihe von Herausforderungen konfrontiert sind. Vor allem ihre grundsätzlich bescheidene Ressourcenausstattung und ihr eher schlechter Zugang zu Ressourcen wie Kapital und Personal verschaffen ihnen mitunter ganz erhebliche Wettbewerbsnachteile.

Andererseits sind diese Kleinst- und Kleinunternehmen jedoch meist flexibler, das heißt, sie können rascher auf sich verändernde Marktbedingungen reagieren.

Christa Kranzl (SPÖ), Staatssekretärin im Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit), betonte in ihrem Eingangsstatement die Wichtigkeit, die Finanzierungslücken für Unternehmen in der Startphase zu schließen. Man müsse darüber nachdenken, wie man Risikokapital mit öffentlicher und privater Beteiligung zur Verfügung stellen könne.

Jürgen Egeln vom Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung erklärte, dass gerade für ein kleines Land wie Österreich die Offenheit für Ansiedelungen aus dem Ausland unverzichtbar sei. Ein wichtiger Teil der Hightech-Gründungen in Österreich – rund 40 Prozent – werde nämlich von Akademikern vollzogen. Der Experte riet, den Fokus künftig auf die Verbesserung der Seed-Finanzierung *(Seed-Finanzierung bezeichnet die früheste Phase der Unternehmensfinanzierung von Hightech-Unternehmen, Anm. d. Red.)* zu richten.

„Die optimale Nutzung der Wachstumspotenziale unserer Betriebe darf nicht an der Finanzierung scheitern“, betonte Wirtschaftslandesrat Manfred Rein. In Vorarlberg wurde deshalb bereits vor geraumer Zeit das „Chancenkapitalmodell“ ins Leben gerufen. Indem das Land Haftungsgarantien übernimmt, sollen Finanzmittel von Investoren für innovations- und expansionswillige Unternehmer mobilisiert werden. Ziel ist auch die langfristige Verbesserung der Finanzierungsstruktur von KMU in Vorarlberg.

www.forschungsdialog.at

Der Sprung vom Kleinst- beziehungsweise Kleinunternehmen zu einem wachsenden Betrieb ist für viele Neugründer hierzulande nur sehr schwer zu meistern. Foto: Fotolia.com

Fragen für morgen

Staatliche Ausgaben für die Forschung zur Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen zielen traditionellerweise auf die Erfüllung bestimmter vordefinierter „Missionen“ ab. Welche Relevanz diese sogenannte Missionsorientierung im Kontext mit einer erfolgreichen FTI-Politik (Forschungs- und Technologieinformation) hat, war Ausgangspunkt von Überlegungen, denen sich eine Expertenrunde im Rahmen des Dialogforums und Kamingesprächs am 2. Juni 2008 in Eisenstadt widmete. Missionsorientiert ausgerichtete F&E-Förderprogramme gibt es in Österreich zu zahlreichen Themenfeldern. Beispiele hierfür sind das in den 90er Jahren entstandene österreichische Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschungsprogramm Kulturlandschaftsforschung (KLF) und das aktuelle Nachfolgeprogramm proVISION. Aber auch für die Themenfelder „Zukunft des Verkehrs“ und „Sicherheit in Österreich“ wurde in spezifische Förderprogramme implementiert.
Ein aktuelles Projekt betrifft einen Beschluss des Europäischen Rates, wonach bis zum Jahr 2020 eine Reihe von ambitionierten energie- und klimapolitischen Zielen innerhalb der EU zu erreichen ist. Zur Forcierung dieser Vorhaben wurde in Österreich der Klima- und Energiefonds gegründet. Mit dem Förderbudget sollen innovative Projekte unterstützt und Aufträge erteilt werden, die einen wesentlichen Beitrag zu einer klima- und umweltfreundlicheren sowie energieschonenden Zukunft liefern.

Basis für Neues

Zielsetzungen für die Grundlagenforschung.

Welche Ziele sollte sich Österreich setzen? Wie soll sich das Verhältnis zwischen Grundlagenforschung und anderen Forschungsarten gestalten? Wo liegt das Intensivierungspotenzial der Kooperation zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung? Was bedeutet das für die Ausbildung von Nachwuchswissenschaftlern? Diesen und ähnlichen Fragen widmete man sich anlässlich des Dialogforums zum Thema „Grundlagenforschung auf neuen Wegen“, das Mitte Mai an der Leopold Franzens Universität in Innsbruck stattfand.

Derzeit belaufen sich die Aufwendungen für Grundlagenforschung in Österreich auf 920 Mio. Euro pro Jahr – das entspricht in etwa 0,39 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). In Relation zu den gesamten Aufwendungen für Forschung und Entwicklung beträgt der Anteil der Grundlagenforschung rund 18 Prozent. International gesehen liegt Österreich damit im „mittleren“ Bereich.

Mehr Geld für die Grundlagenforschung. Foto: Bilderbox.com

Forschungsminister Johannes Hahn hielt fest, dass die Grundlagenforschung der Innovationsmotor im Forschungsbereich sei. Grundlagenforschung definierte er als „Fragen aus Neugierde zu stellen“, diesen nachzugehen und am Ende des Tages etwas vollkommen Neues herauszubekommen. Österreich habe sich das Ziel eines Anteils der Ausgaben für Grundlagenforschung von einem Prozent am BIP gesetzt. *sog*

Bessere Chancen

Frauen in Wissenschaft und Forschung.

Es gibt in Europa nur wenige Länder, in denen der Anteil von Frauen in Wissenschaft, Forschung und Entwicklung (F&E) noch geringer ausfällt, als dies hierzulande der Fall ist. Dieser liegt nämlich aktuell bei mehr als bescheidenen 23,6 Prozent. Welche Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, damit die „Frauenquote“ in F&E künftig etwas üppiger ausfällt, war Gegenstand der Überlegungen eines Forschungsdialogs in Krems.

Tenor der Veranstaltung: Durch die Nicht-Einbeziehung von Frauen entgehen der Gesellschaft – und vor allem der Wirtschaft – wesentliche Potenziale für Innovation und Entwicklung. Christine Marek (ÖVP), Staatssekretärin im Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (BMWA), verwies darauf, dass es vor allem darum ginge, die Karrierechancen von Frauen zu verbessern und ihnen neue Karriereoptionen zu ermöglichen. Besonders wichtig sei es, Frauen Mut zu machen und dies durch Mentoring und Coaching zu unterstützen.

Barbara Hey von der Universität Graz betonte, dass schon allein die Beurteilungskriterien bei der Personalauswahl in der Wissenschaft dergestalt konstruiert wären, dass diese grundsätzlich Männer privilegieren würden. Peter Kowalski vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF) hielt in seinem Abschlussstatement fest, er hoffe, dass es in einem späteren Forschungsdialog nicht mehr notwendig sei, Frauen und Forschung zu einem eigenen Thema zu machen. *sog*

Special Wissenschaft & Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 34

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Ernst Brandstetter

Technologie

Eine Reise beginnt im Internet

Das Internet ist im Tourismus zum unverzichtbaren Kommunikationsmedium geworden. Der E-Tourismus-Experte und Tiscover-Gründungsvater Hannes Werthner beschäftigt sich intensiv mit diesem Thema.

Österreichische Experten arbeiten an der Entwicklung eines Tourismus-Portals für Finnland. Hier sollen neueste Erkenntnisse einfließen. Geplanter Start ist im Mai 2009. Foto: Photos.com/economy

Christine Wahlmüller

Wenn es um das Thema „E-Tourismus“ geht, kommt man an Hannes Werthner, Professor für E-Commerce an der Technischen Universität (TU) Wien, nicht vorbei. Der Informatiker ist auch Gründer und Vorstand des im Jahr 2000 gegründeten E-Commerce Competence Centers (EC3) in Wien und Initiator der „Enter“-Konferenz für Informations- und Kommunikationstechnologie im Tourismus, die seit 1994 alljährlich stattfindet. Zudem gibt er die Zeitschrift *Information Technology and Tourism* heraus.

Ein weiterer interessanter Punkt in Werthners Vita: Er ist einer der Gründerväter der wohl bekanntesten österreichischen Tourismus-Plattform: Tiscover. „Da habe ich 1988/89 das ursprüngliche, erste Konzept für die Tirol Werbung gemacht“, erinnert sich der Wissenschaftler heute. Als Tis (Tirol Informationssystem) ging das Portal 1989/90 online und diente anfangs nur zur Kommunikation der Tirol Werbung mit den lokalen Tiroler Tourismusverbänden. Für das System entwickelte Werthner damals ein eigenes Protokoll.

Die Umstellung auf das Internet geschah gleichfalls nach seinem Konzept; da wurde auch der Name Tiscover aus der Taufe gehoben. Von 2000 bis 2002 saß Werthner auch im Aufsichtsrat von Tiscover, später übersiedelte er von Innsbruck zurück an die TU Wien.

Derzeit hat Werthner alle Hände voll zu tun. Es geht um einen Auftrag aus dem hohen Norden: Unter Werthners Leitung wird ein neues Tourismusportal für Finnland entwickelt und implementiert. Am Namen tüfteln die Finnen noch. Das Portal soll technisch „alle Stückln“ spielen und vor allem internationale Gäste mit regionalen Infos und Buchungsangeboten versorgen. Gemeinsam mit Siemens, Tiscover, den Wiener IT-Spezialisten Pars Group und Lixto sowie dem italienischen Unternehmen Ectrl Solutions wurde der Auftrag im Herbst 2007 an Land gezogen.

Neueste Techniken

„Die erste Phase für Analyse und Design werden wir Ende Juni dieses Jahres abschließen“, freut sich Werthner über das Voranschreiten des Prestige-Projekts. „Wir haben um die 30 Services vorgelegt und eine Service Map dreidimensional aufgezeichnet“, erklärt Werthner die Vorgehensweise. Neben einer Meta-Suche (andere Plattformen werden integriert) wird es ein innovatives Recommender-System geben (das System sucht für Konsumenten passende Reise-Angebote). An eine Community und die Integration mobiler Dienste wurde ebenfalls gedacht. „Für die Finnen bedeutet das neue Portal einen Wettbewerbsvorteil. Deshalb sind sie in dieser Phase sehr auf Geheimhaltung bedacht“, erklärt Werthner und will deshalb nicht viel mehr verraten. Im Juli startet die zehnmonatige Implementierungsphase. Damit soll das Portal noch vor dem Sommer 2009 online gehen. „Aber schon jetzt müssen die Leute, die dann für den Betrieb sorgen müssen, definiert werden. Dazu braucht es etwa zehn bis 15 Mitarbeiter“, schätzt Werthner.

Ein anderes Projekt, das der Wissenschaftler gerade im Auftrag von einigen heimischen Tourismus-Organisationen laufen hat, ist die Entwicklung eines sogenannten „Picture Profilers“. Dabei werden Versuchspersonen Bilder gezeigt, um dahinterzukommen, welche Interessen die Leute haben.

Konsumenten gestalten

„Ein ganz heißer Trend ist der konsumentengetriebene Markt“, betont der E-Tourismus-Experte. „Die Reisebranche fährt zurzeit total auf Online-Communitys und Blogs ab“, weiß Werthner. Dazu müsse man allerdings bereit sein, mehr Kontrolle aus der Hand zu geben. In den letzten Jahren haben sich Internet-Bewertungsportale wie Lonely Planet oder Tripadvisor rasant entwickelt. Der Community-Aufbau sei alles andere als trivial, und nicht alle Internet-Nutzer seien Web 2.0-affin, warnt Werthner. „Nur knapp ein Drittel der User kann sich da bewegen, dem Rest muss man helfen.“ Wichtig sei auf alle Fälle, bereits bei der Navigation Freude zu vermitteln.

Als Zukunftstrend bezeichnet der umtriebige E-Commerce-Professor die zunehmende Vernetzung und Integration der Tourismusindustrie. Die Frage sei, wie man firmenübergreifende Kooperationen mit Informationstechnologie bestmöglich unterstützen könne. „Das wird massiv kommen“, verkündet Werthner. In puncto mobiles Internet äußert er sich vorerst skeptisch: „Ich sehe noch keine Killerapplikation. Aber für die Zukunft ist da sicher ein großes Potenzial dahinter.“

www.ec.tuwien.ac.at

Technologie

Notiz Block

Virtuelle Geschäftstreffen

„Second Life“ (SL) entwickelt sich zunehmend zu einer parallelen, virtuellen Geschäftswelt. Dieser Ansicht ist zumindest Philip Rosedale, Erfinder des Online-Universums, der prophezeit, dass sich Business-Meetings in Zukunft verstärkt in den virtuellen Raum verlagern werden. In einem Interview mit der britischen Zeitung *The Observer* bezeichnet Rosedale die Online-Geschäftsaktivitäten als das „nächste große Ding“ in „Second Life“. Anstatt sich in ein Flugzeug zu setzen und um die halbe Welt zu fliegen, würden sich Geschäftsleute künftig einfach in virtuellen Konferenzsälen von SL treffen und dort ihre Besprechungen abhalten. Der Trend zur virtuellen Vernetzung im Business-Bereich zeigt sich auch am Beispiel der Online-Community Xing. Die Plattform ermöglicht unter anderem die Organisation von Networking-Live-Events, bei denen sich Mitglieder persönlich treffen und ihre virtuellen Kontakte ins reale Leben übertragen. 2007 wurden laut Unternehmensangaben rund 44.000 öffentliche Live-Events von Xing-Mitgliedern organisiert. Glaubt man der Prognose des „Second-Life“-Erfinders, so regt sich mit den Geschäftsaktivitäten neues Leben in der vielerorts schon totgesagten virtuellen Welt. Nach einem kurzen, großen Hype um „Second Life“ war das Parallel-Universum zuletzt kaum noch im Gespräch. Kritiker hatten darauf hingewiesen, dass die meisten registrierten Nutzer nicht in SL aktiv seien und die virtuelle Welt kein zweites Mal besucht hätten. Eine Welle von Markenfälschungen und Fälle von virtuellem sexuellem Missbrauch hatten darüber hinaus dazu geführt, dass Unternehmen nach der ersten Begeisterung schnell sehr vorsichtig im Umgang mit „Second Life“ wurden. Nichtsdestotrotz verbringen die aktiven SL-Nutzer täglich Millionen von Stunden in der virtuellen Welt.

E-Tickets retten Bäume

Dass elektronische Fahrscheine nicht nur den Fluggesellschaften Geld sparen, sondern auch der Umwelt zugutekommen, ist ein weiterer positiver Effekt. Der letzte Großauftrag für die Bestellung von Papier-Tickets wurde, so berichtet die Zivilluftorganisation IATA, nun erteilt. Die letzten 16,5 Mio. Papier-Tickets wurden an die IATA-Travel-Agents in 162 Ländern bis zum 31. Mai 2008 ausgegeben. Neun US-Dollar pro Flugschein ersparen sich die Fluggesellschaften, wenn sie auf die E-Tickets umsteigen. Viele Airlines, wie die AUA, haben dies bereits getan. Für die Umwelt bedeutet dies, dass jährlich 50.000 ausgewachsene Bäume vor der Rodung gerettet werden.

Beschädigt landen durch Software

Die US-Weltraumbehörde Nasa hat ein System entwickelt, mit dessen Hilfe sogar ein beschädigtes Flugzeug sicher weiterfliegen und landen kann. Die Software-Lösung Intelligent Flight Control System hilft Piloten eines Kampfflugzeugs, mit einer beschädigten Tragfläche zur Basis zurückzukehren, oder dem Kapitän einer Passagiermaschine, mit einem beschädigten Höhenruder auf dem nächsten Flughafen zu landen, berichtete das Magazin *National Geographic*. „Die Software weiß exakt, wie die Maschine zu fliegen hat, und korrigiert das Flugverhalten automatisch, sobald es von der Norm abweicht“, erläutert der am Projekt beteiligte Testpilot James Smolka. Das System passe alle Steuerkomponenten wie die Seitenruder, die Landeklappen und die Triebwerke an die neue Situation an, um das Flugzeug zurück in die korrekte Lage und auf den richtigen Kurs zu bringen. „Das System misst die aktuellen Flugdaten und versucht, diese an die vorgegebenen anzupassen“, erklärt Smolka. *pte/kl*

Unterwegs und doch im Web

Auf Reisen online zu sein, stellt heutzutage keine Hexerei mehr dar. Die Frage ist, wie man die Kosten im Zaum hält, die beim Surfen in internationalen Telekom-Netzen anfallen.

Arno Maierbrugger

Jeder, der heute eine SIM-Karte oder einen WLAN-PDA oder -Computer hat, wird fast überall auf der Welt einen Weg ins Internet finden. So weit, so gut. Vielen Reisenden fährt aber der Schock in die Glieder, wenn sie nach der Rückkehr ihre Handy-Rechnung sehen oder bei der Hotelrezeption die Internet-Pauschale auf die Rechnung draufgeschnalzt bekommen.

Hier ein paar Tipps, wie man unterwegs online sein kann, ohne bald darauf Ebbe in der Brieftasche zu verspüren.

Planung ist alles. Steht die Reiseroute fest, führt der erste Weg noch zu Hause im Internet auf die Suche nach Gratis-WLAN-Zugängen im Zielland, zum Beispiel über die Seiten *www.hotspot-finder.eu* oder *www.jiwire.com*. Hier kann man sich etwa darüber informieren, dass das Sun Zambezi Hotel in Livingstone, Sambia, einen Gratis-Hotspot zur Verfügung stellt, man aber im Sultan Inn in der Altstadt von Baku, Aserbeidschan, für die Internet-Connection zur Kasse gebeten wird. Auf Jwire.com finden sich jedenfalls mehr als 200.000 Hotspots in 135 Ländern, davon mehr als 2500 auf Flughäfen und knapp 15.000 in Hotels.

Zentrale Kommunikationszentren für den Reisenden sind WLAN-Netze auf Flughäfen oder in Hotellobbys. Foto: Photos.com

Flughäfen und Hotels

In der Tat sind WLAN-Zugänge vor allem auf Flughäfen meist, aber nicht immer gratis. Ist man viel unterwegs, empfiehlt es sich also, etwas mehr Zeit einzuplanen, um dort seine Online-Arbeiten abzuwickeln. Wien-Schwechat beispielsweise hat ein Gratis-WLAN, viele deutsche Flughäfen allerdings nicht – als Resultat einer diktatorischen Einstellung der Deutschen Telekom.

Am Zielort sind in zivilisierten Ländern neben den Hotels vor allem Cafés die Anlaufstellen für Gratis-WLAN. Die Starbucks-Kette bietet zum Beispiel in vielen ihrer Filialen Gratis-WLAN-Zugang zum (teuren) Kaffee, auch McDonald’s sowie andere Fastfood-Ketten haben WLAN.

Bei den Hotels liegt es meistens am Land, ob der Zugang zum WLAN vergebührt wird oder nicht. In den USA oder Korea beispielsweise geht der Trend eindeutig zum Gratis-WLAN; in anderen Ländern werden sogar in den sündteuersten Hotels nochmals Zuschläge fürs Internet hinzugerechnet. Hier ein Tipp: Während in solchen Hotels das Internet auf dem Zimmer kostenpflichtig ist, wird es in der Lobby manchmal gratis zur Verfügung gestellt. Wenn nicht, empfiehlt sich die Nähe eines Hotel-Meetingrooms, um dort in ein freies Netz zu kommen. Womit wir schon beim War-Driving oder besser gesagt War-Walking wären, also dem Suchen offener WLANs, in die man sich in schmarotzender Weise einklinken kann. Gut geeignet sind dazu Einkaufszentren, Geschäftsstraßen, Hotelbezirke oder Wohnanlagen. Man möchte kaum glauben, wie häufig man ein offenes WLAN findet, wenn man gerade eines braucht. Wer ein bisschen üben will, kann die Jungs von der Wardriving Group Vienna auf ihrer nächsten Tour begleiten *(http://board.wgv.at)*.

Teure SIM-Verbindung

Was, wenn wirklich kein WLAN weit und breit verfügbar ist? Dann helfen leider nur mehr die SIM-Karte und eine GPRS- oder UMTS-Verbindung. Ist man länger an einem Ort im Ausland und braucht die Verbindung häufiger, ist es besser, sich eine nationale Wertkarte für ein GPRS-Netz zu besorgen, statt mit der eigenen SIM-Karte den Umweg über den Heimat-Provider zu machen. Horrorgeschichten wie jene von einem Fotojournalisten, der aus dem Ausland Fotodaten per PDA und SIM-Karte übertragen hatte und dessen Verlag vom Provider eine Rechnung im fünfstelligen Euro-Bereich erhielt, kursieren zuhauf in der Community. Nachahmung ist nicht empfohlen.

In Zukunft ist dank EU zwar mit einem Sinken der Daten-Roaming-Tarife zu rechnen, von wirklichen Schnäppchen kann man allerdings nicht sprechen. Die Provider bieten aber verschiedene Weltzonen-Tarife an, durch die man das Surfen im Ausland ein wenig günstiger machen kann. Bei „3“ kann man im ganzen internationalen Netz (Italien, Großbritannien, Irland, Schweden, Dänemark, Australien und Hongkong) ohne Roaming-Kosten surfen und Daten hin- und herschicken.

Für Tüftler gibt es noch weitere Möglichkeiten, Surfkosten im Ausland niedrig zu halten, etwa die Kombination einer nationalen SIM-Karte mit Angeboten wie Jajah Mobile Web.

Steht man mitten in der Wüste oder auf einer einsamen Insel im Südpazifik, hilft der Griff zum Satellitentelefon, am besten Inmarsat (420 kbit/s).

Wo die ASFINAG auf reibungslosen Datenfluss setzt …

… und mit
IT Operations
Zuverlässigkeit und
Leistung verknüpft.

- **IT Operations**
- Outsourcing
- Security Services
- Software Solutions
- Client Management
- Output Services

Die Raiffeisen Informatik entwickelte und betreibt die zentrale IT-Infrastruktur des LKW-Mautsystems der ASFINAG. Täglich werden über 2.6 Millionen Maut-Transaktionen verarbeitet. Moderner IT-Betrieb beinhaltet Echtzeit Monitoring, mehr Überblick über Infrastruktur, höchste Verfügbarkeit sowie Optimierung der Abläufe. Dies ermöglicht dem Kunden Kostentransparenz und Effizienzsteigerungen. Wir übernehmen die gesamte Verantwortung für Ihren IT-Betrieb. Damit Ihr Geschäft wie am Schnürchen läuft und Sie somit wettbewerbsfähig bleiben.

Nähere Informationen und Ansprechpartner auf www.r-it.at oder unter 01-21136-3870

RAIFFEISEN INFORMATIK

Technologie

Hurra, wir fliegen noch

Trotz Ölknappheit werden wir weiterhin über kurz oder lang mit Flugzeugen die Welt bereisen. Kurzfristig werden sich vor allem Antriebe und Treibstoffe ändern. Langfristig hofft man etwa auf das Konzept des Einflüglers. Bei den Flugzeugen der kommenden Generation wird mehr Wert auf den Komfort für die Gäste gelegt.

Klaus Lackner

Die Zukunft des Fliegens und wie sie sich die Flugzeughersteller vorstellen: mehr Bewegungsfreiheit, neue, Tagesabläufe simulierende Lichtkonzepte oder freundlicheres Klima. Bleibt nur zu hoffen, dass viele Airlines den Träumen folgen werden. Foto: Airbus

Zum ersten Mal ist im Februar dieses Jahres ein Verkehrsflugzeug der britischen Virgin Atlantic mit Biotreibstoff geflogen. Der einstündige Flug einer Boeing 747-400 von London nach Amsterdam stellte laut Richard Branson, Virgin-Chef, einen „Durchbruch bei der Suche nach einem klimafreundlichen Flugzeugtreibstoff" dar. Kritiker bezeichneten diesen Test jedoch als „Werbetrick", der von der Klimabelastung durch den zunehmenden Luftverkehr ablenken solle. Auch ist die Produktion von Palmöl und anderen Biotreibstoffen wegen der Lebensmittelknappheit umstritten.

Die für den Flug über den Ärmelkanal verwendete Mischung aus Öl der Kokosnuss- und der Babassupalme stelle „vielleicht keine Wunderwaffe" dar, meinte Branson. Aber es sei nun der Beweis erbracht, dass große Flugzeuge „mit einem derartigen Treibstoff auch in Höhen von 10.000 Metern fliegen können". Zuvor waren Zweifel laut geworden, ob die Biomischung in solchen Höhen nicht einfrieren oder stocken würde.

Ebenfalls im Februar hatte der Flugzeugbauer Airbus auf der Suche nach Alternativen zum umweltschädlichen Kerosin mit dem neuen A380 erfolgreich einen dreistündigen Testflug mit dem aus Erdgas gewonnenen Flüssigkraftstoff GTL absolviert. Wie Boeing hofft Airbus, langfristig vor allem Biotreibstoffe oder andere umweltfreundliche Alternativen einsetzen zu können.

Marlin Dailey, Boeings Vizepräsident für Europa und Zentralasien, erklärte, die Luftfahrtindustrie könne die Schadstoffemissionen bis 2050 um rund die Hälfte reduzieren. Kenneth Richter von der Umweltorganisation Friends of the Earth erklärte, Biotreibstoffe würden unter Berücksichtigung aller Faktoren nur wenig zur Reduzierung der Kohlendioxid-Emissionen beitragen. Der Ausbau der Produktion von Biotreibstoffen im globalen Maßstab würde vielmehr neue Belastungen für die Umwelt mit sich bringen und die Preise für Nahrungsmittel erheblich ansteigen lassen. Branson verwies seinerseits darauf, dass der jetzt getestete Treibstoff aus Palmöl von Plantagen aus Brasilien komme und keineswegs in Konkurrenz zur Nahrungsgüterproduktion hergestellt werde.

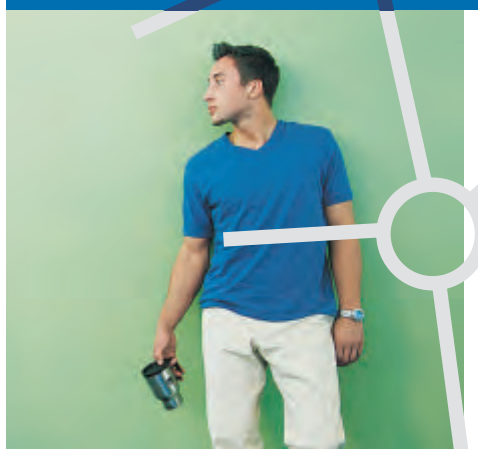
Während die einen über Alternativen ab 2010 nachdenken, denken andere zehn Jahre weiter. 30 Prozent weniger Kosten, weniger Unfälle, weniger Warteschleifen über den Flughäfen, weniger Lärm und ein um die Hälfte reduzierter Kohlendioxid-Ausstoß: Diese Ziele wurden im Strategiepapier der europäischen Flugzeug-Industrie *Vision 2020* formuliert. Ermöglichen sollen das Systeme, die Piloten noch mehr unterstützen und zumindest theoretisch ersetzen können. Neben elektronischen Helfern sollen auch neue Flugzeugkonzepte folgen.

Einflügler noch Vision

„Das Flugzeug der Zukunft wird sich nicht radikal von heutigen Flugzeugen unterscheiden. Es wird in Details anders sein, die Pfeilung wird eventuell zurückgenommen und die Spannweite vielleicht etwas größer werden, aber es wird nicht radikal anders aussehen", weiß Cord-Christian Rossow vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR). Flugzeuge, die nur aus Flügeln bestünden, würden nicht so rasch gehen: „Das wird eventuell für die nächsten 30 bis 40 Jahre interessant sein. Man untersucht auch jetzt schon dafür Technologien, um diese dann in diesem Zeitraum einzusetzen."

Auf jeden Fall soll Fliegen in naher Zukunft komfortabler werden. Die kommenden Modelle von Airbus (A350) und Boeing (787, Dreamliner) lassen Gutes erhoffen. Im Dreamliner werden der Innendruck und die Luftfeuchtigkeit in der Kabine erhöht, um den Fluggästen Kopfschmerzen, Halskratzen und tränende Augen zu ersparen. Zu den sichtbaren Errungenschaften gehört das Aus der primitiven Plastikblende: Große Fenster mit spezieller Beschichtung lassen sich vom Passagier oder vom Flugpersonal elektrisch verdunkeln. Das Licht in der A350-Kabine soll – an die Decke projiziert – in sanften Stufen der Zeitverschiebung angepasst werden. Kein grelles Neonlicht wird Fluggäste also künftig aus dem Schlaf reißen. Drahtloses Internet, Handy und Video-on-Demand werden Flugalltag sein. Und stiller soll es in den Kabinen auch werden. Schöne neue Flugwelt.

VTÖ
Verband der Technologiezentren Österreichs



Der **VTÖ** ist
- Koordinator des nationalen Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at supported by BMWA Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit

Wirtschaft

Arbeit und Freizeit: Statt Klagen über schwierige Zeiten sind intelligente Arbeitszeitmodelle gefragt

Weniger arbeiten, mehr leisten

Hochleistungswirtschaft und Freizeitgesellschaft scheinen einander auf den ersten Blick auszuschließen. Intelligente Arbeitszeitmodelle könnten aber der Freizeit ihren Ruf der Produktivitätsbremse nehmen.

Arno Maierbrugger

Frankreichs konservativer Staatspräsident Nicolas Sarkozy hat kürzlich eine Mahnung ausgesprochen, die bei den Gewerkschaften im Lande gar nicht gut ankam: Seine Landsleute sollten doch bitte mehr arbeiten, meinte Sarkozy in Anspielung auf die in den 1990er-Jahren beschlossene 35-Stunden-Woche, die seiner Ansicht nach eine „ökonomische Katastrophe" für Frankreich sei. Das Land laufe Gefahr, seine Wettbewerbsfähigkeit zu verlieren.

In der Tat ist Frankreich in dieser Hinsicht eine Art Schlaraffenland: Es liegt nämlich auch sowohl bei den arbeitsfreien Feiertagen pro Jahr (elf Tage) und dem Jahresurlaubsanspruch (25 Tage) in Europa mit einer Gesamtanzahl von 36 freien Tagen in der vordersten Liga, nur getoppt von Finnland, Österreich und Griechenland.

Beim Rekordhalter Finnland summieren sich Feiertage und Urlaubsanspruch auf 39 Tage im Jahr, in Österreich sind es 38 und in Griechenland 37. Am meisten gearbeitet wird in Irland (29 Tage) sowie in den Niederlanden und Großbritannien (jeweils 28 Tage).

Ist Sarkozys Diktum richtig, dass die Zahl der Arbeitstage und die Wettbewerbsfähigkeit eines Landes einen Zusammenhang bilden? „Es gibt immer noch eine erhebliche Lücke in der Anzahl der bezahlten Urlaubstage zwischen den EU-Mitgliedsstaaten, obwohl es Anstrengungen gegeben hat, die Beschäftigungsmethoden in Europa anzugleichen", sagt David Formosa, Berater bei Mercer Human Resource Consulting, der eine Studie über die freien Tage für Arbeiter und Angestellte in Europa durchgeführt hat. „Die Unmenge verschiedener Feiertage – in der EU werden ungefähr 50 verschiedene Tage als gesetzliche Feiertage angegeben – kann zur Belastung bei der Koordination von Geschäftstätigkeiten in Europa führen", sagt Formosa. Doch es gebe mittlerweile durchaus Druck zu einer europaweiten Angleichung.

Starre Arbeitszeiten in einer immer flexibler werdenden Freizeitgesellschaft bedürfen einer Neudefinition. Foto: Bilderbox.com

Flexibilität und Produktivität

Jörg Wiedemuth von der deutschen Gewerkschaft Verdi hält den Zusammenhang von Produktivität und Arbeitszeit allerdings für eine „Milchmädchenrechnung": „Es gibt keinen empirischen Beweis, dass längere Arbeitszeiten zu weniger Arbeitslosigkeit führen", stellt Wiedemuth fest. Auch liegen die Lohnstückkosten in Ländern mit längerer Arbeitszeit wie etwa Großbritannien oder den Benelux-Staaten über jenen mit weniger Arbeitstagen, da sich erwiesen hat, dass längere Arbeitszeit nicht automatisch einer Produktivitätssteigerung entspricht. Zu den heftigsten Kritikern einer Arbeitszeitverlängerung in Österreich zählt der Sozialforscher Bernd Marin mit seinem Argument, dass nicht mehr, sondern weniger Arbeit mehr Wohlstand schaffe. Arbeitszeitverlängerung und Abschaffung von Feiertagen sind für ihn „Unfug": Auf den individuellen Arbeitnehmer bezogen bedeute längeres Arbeiten eine steigende Lebensarbeitszeit und damit weniger bezahlte Fehlzeiten, Krankenstände und Erholungszeiten, was sich wiederum auf die Produktivität – vor allem bei älteren Arbeitnehmern – auswirke.

Verlängerte Arbeitszeiten sind laut Marin „Steinzeitliberalismus", die Abschaffung von Feiertagen schlicht ein „Groschengeschäft". Viel zielführender wäre es, wenn sich Arbeitgeber und -nehmer auf ein sogenanntes „Jahresarbeitszeitmodell" einigen, in dessen Rahmen sich der Arbeitnehmer seine produktive Zeit selbst einteilen könne. Auch die Erweiterung der Teilzeitarbeitsformen sei im Hinblick auf neue Lebensmodelle in der Gesellschaft anzustreben, meint Marin. Das würde zum Beispiel „gut ausgebildeten" Frauen, die ansonsten zu Hause bei den Kindern „versauern" müssten, die Teilnahme am Berufsleben ermöglichen.

Arbeitszeit, das sei auch Lebenszeit, schließt Marin. Da die Lebenserwartung allgemein steige und die Lebenszyklen sich geändert hätten, sei die Diskussion um eine sinnvolle Verteilung der Arbeitszeit in der Lebenszeit dringend zu führen, fordert der Sozialforscher. Dabei seien auch die Antworten auf das Leben in „Hochleistungswirtschaften" und ihre „Hyperproduktivität" an sich zu suchen, die ja zu Paradoxien in der modernen Leistungsgesellschaft geführt hätten: dass es nämlich zu Arbeitslosigkeit in Hochbeschäftigungszeiten und zu Stress und Zeitnot in der Freizeitgesellschaft komme.

Wertewandel gefordert

Eine Jahresarbeitszeit-Flexibilisierung müsse auch dem „durchaus beunruhigenden Wertewandel von Arbeits-, Berufs- und Leistungsorientierung hin zu Privatleben, Freizeit und Spaßkultur" gegensteuern, ortet Marin. Die Vorschläge, die der Sozialforscher bei einer Tagung der Industriellenvereinigung Ende April in Wien auf den Tisch legte, sind zwar aus heutiger Sicht radikal, doch sie berücksichtigen die Erfordernisse der Arbeitsgesellschaft. Da Österreich in die „Freizeitgesellschaft" taumle, müsse Arbeitsentgelt von der Arbeitszeit abgekoppelt werden, was nur mit flexiblen Zeitmodellen gelinge. Marin fordert zwar mehr Ruhezeiten, aber weniger Leerlauf- und Stillstandszeiten. Er meint, dass sich längere Betriebszeiten und mehr Freizeit für den Einzelnen mit intelligenten Zeitmodellen durchaus machen lassen würden.

Dies würde sowohl der Freizeitgesellschaft durch längere Öffnungs- und Betriebszeiten vor allem in der Dienstleistungsbranche entgegenkommen, dem einzelnen Arbeitnehmer aber mehr Zeitautonomie und mehr Wahlmöglichkeiten überlassen und das paradoxe Phänomen des „Freizeitstresses" verringern. Letztlich würde ein flexibles Jahresarbeitszeitmodell auch der Work-Life-Balance und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie entgegenkommen.

Wirtschaft

Notiz Block

Teure Flugverspätungen

Verspätungen bei Inlandsflügen haben die US-Wirtschaft im vergangenen Jahr mit fast 41 Mrd. US-Dollar (26 Mrd. Euro) belastet. Das geht aus einem Bericht des Wirtschaftsausschusses des Kongresses hervor. Passagiere, Fluglinien und „unsere Wirtschaft“ hätten einen milliardenschweren Schlag in die Magengrube bekommen, erklärte der Ausschussvorsitzende Charles Schumer. Allein bei den Fluglinien schlugen dem Bericht zufolge Extrakosten von 19 Mrd. US-Dollar zu Buche, davon 1,6 Mrd. US-Dollar für zusätzlichen Treibstoff. Für Reisende notierte der Ausschuss zwölf Mrd. US-Dollar, beispielsweise wegen verpasster Anschlussflüge und verfallener Hotelreservierungen. Die Verspätungen summierten sich demnach auf 320 Mio. Stunden oder ein Fünftel der gesamten Flugzeit an Inlandsverbindungen. Das sei nicht nur lästig, sondern „ein ernsthafter Schlag für unsere Wirtschaft“, erklärte Schumer.

23,8 Millionen Fluggäste

In Österreich wurden im Vorjahr laut Statistik Austria 23,8 Mio. Fluggäste (inklusive Transit) transportiert; das bedeutet ein Plus von 9,9 Prozent und 2,1 Mio. Davon entfielen auf den Linienverkehr 89,6 Prozent beziehungsweise 21,3 Mio. (plus 12,9 Prozent) und auf den Bedarfsverkehr 2,5 Mio. (minus 10,4 Prozent). Die Streckenziele von 20,7 Mio. beziehungsweise 87,3 Prozent aller beförderten Fluggäste lagen in Europa. Dahinter folgten Asien mit 1,8 Mio. (Anteil: 7,7 Prozent), Afrika mit rund 634.000 (Anteil: 2,7 Prozent) und Amerika mit 550.000 (Anteil: 2,3 Prozent) Personen. An Fracht wurden im Linien- und Bedarfsverkehr insgesamt (inklusive Transit) 216,2 Mio. Kilogramm (minus 0,1 Mio. Kilogramm) befördert und 13,3 Mio. Kilogramm (minus 0,8 Mio. Kilogramm) Post. Auf den sechs österreichischen Flughäfen Wien, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz und Salzburg erfolgten im Jahr 2007 zusammen 332.000 Flugbewegungen (plus 6,5 Prozent), die dem kommerziellen Luftverkehr zugerechnet wurden. Mit 255.000 Flugbewegungen entfielen mehr als drei Viertel (76,8 Prozent) aller Starts und Landungen (2006: 76,2 Prozent) auf den Flughafen Wien. Auf diesem wurden mit 18,7 Mio. (ankommende, abreisende und Transitpassagiere) Personen um rund 1,9 Mio. mehr Fluggäste befördert als 2006; das entspricht einem Plus von 11,4 Prozent. Vom Luftfrachtumschlag (ankommende, abgehende und Transitfracht) entfielen 213,5 Mio. Kilogramm auf den Flughafen Wien (Anteil: 98,8 Prozent). Graz verzeichnete mit rund 948.000 Fluggästen ein Plus von 35.000 (3,9 Prozent), Innsbruck mit 860.000 Passagieren eine Zunahme um 54.000 (6,7 Prozent), Klagenfurt mit 470.000 eine Steigerung um 60.000 (14,8 Prozent), Linz mit 773.000 einen Zuwachs um 11.000 (1,4 Prozent), und für Salzburg wurden mit 1,9 Mio. Fluggästen um 68.000 (3,6 Prozent) mehr ausgewiesen als 2006.

Kreuzfahrtbranche in Europa boomt

In der Kreuzfahrtbranche ist kein Ende des Booms in Sicht. Auf dem europäischen Markt sei die Zahl der Passagiere im vergangenen Jahr um 15 Prozent auf vier Mio. gestiegen, so die Europäische Vereinigung der Kreuzfahrtveranstalter (EEC). Damit stellen die Briten mit 1,3 Mio. Passagieren die größte Zahl von Urlaubern auf Kreuzfahrtschiffen. Es folgten die Deutschen mit 763.000 Gästen vor Italienern (640.000) und Spaniern (518.000). Der Kreuzfahrtmarkt wächst seit Anfang des Jahrzehnts um über zehn Prozent pro Jahr. Für 2008 sind die Veranstalter trotz Wirtschaftsflaute optimistisch. *APA/kl*

Einzigartigkeit: Fremdenverkehr lebt von Unverwechselbarkeit

Gourmet-Hütten mit Star-Köchen auf 3000 Meter

Innovation ist ein wesentliches Kriterium für Wettbewerbserhalt und -stärkung in der österreichischen Tourismuswirtschaft. Sie beugt dem alljährlichen Zittern um genügend Schneemenge vor.

Thomas Loser

Paris Hilton zum Lächeln oder Elton John zum Singen einfliegen zu lassen, ist eine Möglichkeit, um den Tourismus anzukurbeln. Günther Aloys, Hotelier in Ischgl, ist immer gut für öffentlichkeitswirksame Aktionen. Der Tiroler Tourismusort hat sich damit international einen spezifischen Ruf aufgebaut. Und diesem Ruf folgen jene Gäste, die das Entertainment-Angebot Ischgls als ihrem Erholungsbedürfnis entsprechend erachten. Aloys ist in jene Kategorie Tourismus-Vermarktung vorgestoßen, die polarisiert. Er geht an die Grenzen. Das hat er schon mit seinem Hotel Madlein bewiesen, das er als „erstes Design-Hotel in den Alpen“ verkauft.

Im unbarmherzigen Wettbewerb um den heimischen und internationalen Gast geht es schon lang nicht mehr nur um saubere Luft, herrliche Aussicht, gutes Essen und schöne Zimmer. Im Kern geht es immer um das Preis-Leistungs-Verhältnis. Ohne Innovationen geraten Fremdenverkehrsbetriebe in den Preiskampf, und es wird Wertschöpfung vernichtet. Für Aloys stellen in Anbetracht der klimatischen Veränderungen und der winterlichen Schneeknappheit Nicht-Skifahrer die Zukunft im Bergtourismus dar. „Doch nur neue Attraktionen und Highlights locken sie in die Berge. Berggipfel und Bergstationen müssen zu Zielpunkten und Fluchträumen aus urbanen Ballungszentren werden“, ist der Hotelier überzeugt.

An die Grenzen gehen

Eine Vision, die nicht nur bei Umweltschützern Widerstand hervorruft. Neben Seilbahnen, Gipfelrestaurants und Skywalks über steile Felsabbrüche hinaus denkt Aloys an Gourmet-Hütten mit Star-Köchen, Wellness-Spaß auf 2500 Meter Seehöhe, beheizte Swimmingpools neben der Snowboard-Halfpipe oder ein Guggenheim-Museum im alpinen Raum.

Innovation im Tourismus muss aber nicht immer in dieser Dimension stattfinden. Barbara Schreiner, Betreiberin des Hotels Gletscherblick im Tiroler Stubaital, hat vertraute Service-Leistungen auf den Kopf gestellt und die Speisekarte nicht gänzlich abgeschafft, aber um ein Überraschungsmenü erweitert.

Saubere Luft, herrliche Aussicht, gutes Essen und saubere Zimmer sind die Basis für differenzierte Urlaubsangebote. F.: Photos.com

Ihre Gäste bekommen individuelle Menüs serviert. Grundlage der Speisenfolge sind Schreiners Menschenkenntnis, ihr Witz kombiniert mit der Kreativität ihrer Köche. Und damit noch nicht genug: Die solcherart verwöhnten Gäste entscheiden selbst, was sie für das servierte Menü bezahlen wollen.

Wie Aloys geht es der Wirtin vom Gletscherblick um die Differenzierung und die Einzigartigkeit des Angebots. Auch Eckhart Mandler, Chef des Landhotels Mandler in Irschen in Kärnten, lockt mit einem durchaus ungewöhnlichen Angebot. Seit 10. Mai können Gäste des Betriebs den Preis ihrer Halbpension selbst festlegen. „Alternativ zur gültigen Hotelpreisliste kann der Aufenthaltspreis auch nach Körpergewicht abgerechnet werden. Je idealer das Körpergewicht ist, umso günstiger der Tagespreis“, erklärt Mantler. Der findige Hotelier möchte so zu mehr Fitness und Gesundheitsbewusstsein im Urlaub animieren. Wenn Gäste, die länger als sieben Tage bei Mantler bleiben, bei der Abreise zumindest einen Kilo weniger als bei der Anreise haben, reduziert sich der Aufenthaltspreis um 50 Euro.

Das Internet gilt längst nicht mehr als Innovation im Tourismus und hat sich längst als zentrales Werbe- und Kommunikationsmittel etabliert. „Wir haben sehr früh erkannt, dass wir die Magie des Hotels ‚Weißes Rössl‘ im Internet weiterführen müssen, weil die Botschaft von diesem herrlichen Platz im Salzkammergut nicht mehr bei der jungen Generation ankommt“, kommentiert Oliver Trutmann-Peter, Wirt des Gastronomiebetriebs, die Bedeutung des Mediums. Es geht aber längst um nahezu alle Altersstufen touristischer Zielgruppen, die ihre Urlaube mit dem Browsen beginnen.

Web 2.0 im Tourismus

Die Verbreitung von Blogs nimmt zu, wie Hannes Treichl, Experte für Web 2.0-Entwicklungen im Tourismus, feststellt. So lassen sich Blogs im Gastgewerbe für Fotowettbewerbe einsetzen, um auf Videos von Gästen auf Youtube hinzuweisen oder um Leser zu befragen, wann Events stattfinden könnten. Außerdem können Videos, die auf Youtube, Sevenload oder Clipfish zu sehen sind, im Rahmen von speziellen Abend-Events gezeigt werden.

Eine wichtige Rolle in der Vermarktung touristischer Angebote beginnt die Georeferenzierung zu spielen. Die Verortung von geografischen Angeboten vertieft das verfügbare Informationsangebot im Fremdenverkehr.

Wirtschaft

Airline-Giganten statt Staatsflieger

Das Modell der National Carrier gilt als überholt. Das Übernahmekarussell dreht sich schneller denn je.

Klaus Lackner

Die europäischen Fluggesellschaften stehen 2008 vor großen Weichenstellungen. Das Modell der vielen nationalen Fluggesellschaften, wobei jedes Land einen eigenen National-Carrier hat, gilt als überholt. Fusionen von Air France und KLM oder auch von Lufthansa und Swiss haben den Anfang gemacht. Jetzt stehen weitere Airlines zum Verkauf: Zu den Größeren zählen die italienische Alitalia und die spanische Iberia. Angesichts massiv steigender Kerosinpreise sowie harter Konkurrenz von Billig-Airlines und Fluggesellschaften aus dem arabischen Raum könnte sich das Übernahme-Karussell in diesem Jahr noch schneller drehen als bisher.

„Die Airlines bewegen sich in einem Spannungsfeld, das geprägt ist von nachhaltigem Wachstum auf der einen Seite und dem Zwang zu übergreifenden Branchenkonsolidierungen sowie einem effektiven Kostenmanagement auf der anderen Seite“, heißt es in einer Studie des Airline-Verbandes Barig. Deshalb seien weitere Übernahmen absehbar, bei denen neue Giganten entstehen könnten.

Das wohl höchste Tempo legte bisher Joachim Hunold, Chef der deutschen Air Berlin, an den Tag. Erst schluckte er den Konkurrenten DBA, dann kaufte er die marode LTU und vereinbarte schließlich noch die Übernahme des Ferienfliegers Condor. Binnen weniger Jahre baute er damit einen Konzern auf, der inzwischen neben Ryanair und Easyjet zu den größten Billigfliegern Europas zählt. Einschließlich Condor sollen künftig mehr als 40 Mio. Passagiere im Jahr befördert werden. Jetzt stehen zunächst die Kosten im Vordergrund: „2008 ist das Jahr der Ergebnisverbesserung für die Air Berlin-Gruppe“, sagt Hunold.

„Halb Europa ist zu haben“

Auch Lufthansa-Chef Wolfgang Mayrhuber hat Erfahrungen im Geschäft mit Übernahmen. Die Integration der Schweizer Swiss in die mehr als 50 Mio. Passagiere im Jahr zählende Linie verlief weitaus problemloser als von manchem im Konzern befürchtet. Derzeit laufen Gespräche, wie die Germanwings-Beteiligung mit den Fliegern von Tuifly zusammengebracht werden könnte. Denn TUI-Chef Michael Frenzel wird nachgesagt, dass er für seine deutsche Flugzeugflotte möglichst schnell einen Partner finden will.

Doch auch im Rest von Europa warten große Herausforderungen. „Halb Europa ist zu haben“, meinte ein Airline-Manager zu dem Übernahmepoker, bei dem jeder mit jedem spricht. Doch für die italienische Alitalia haben Größen wie Aeroflot, Lufthansa und zuletzt Air France-KLM schon abgewunken: Zu unüberschaubar sind die Risiken eines Einstiegs. Und hinsichtlich der spanischen Iberia hat British Airways das Vorkaufsrecht für ein Aktienpaket verfallen lassen. Schließlich gilt die an der spanischen Börse notierte Gesellschaft als reichlich hoch bewertet. Aber auch kleinere Gesellschaften wie Spanair stehen auf der Liste möglicher Übernahmeziele.

Egal wie die Übernahmeschlachten ausgehen, ein ähnliches Problem haben alle europäischen Airlines: Aus den USA, Asien und vor allem aus dem arabischen Raum erwächst neue Konkurrenz. Fluggesellschaften wie Emirates versuchen, die Passagierströme auf ihre Heimatdrehkreuze umzulenken. So könnte der Verkehr nach Asien künftig verstärkt über Dubai statt über Frankfurt, Paris oder London führen, befürchten zahlreiche Airline-Manager der Barig-Studie zufolge. Gefördert werden dürfte diese Entwicklung durch die Engpässe auf vielen europäischen Großflughäfen. Für die europäischen Airlines bedeutet das Umsatzverluste, für die Passagiere aus Europa schlechtere Verbindungen. Einer weiteren Herausforderung sehen sich die Fluggesellschaften 2008 auch in Sachen Umweltschutz gegenüber. Die EU-Kommission will die Fluggesellschaften in den Handel mit Emissionsrechten einbeziehen. Damit sollen die Airlines für schädliche Abgase zur Kasse gebeten werden. Aber nur einen Teil davon dürften die Airlines durch höhere Ticket-Preise ausgleichen können.

Moderne Telekommunikation kann viel mehr als Menschen akustisch miteinander verbinden. Heute kommuniziert man von Computer zu Computer, von Handy zu Datenbank und umgekehrt, simultan mit vielen Gesprächspartnern von Angesicht zu Angesicht, weltweit und ortsunabhängig. Kapsch errichtet diese Lösungen und sorgt dafür, dass alle Komponenten harmonisch ineinander spielen. Egal, ob neue Netzwerke entworfen oder weitere Lösungen und Applikationen in die bestehende Infrastruktur integriert werden. Kompetenz und Service haben uns zum führenden Systemintegrator in Österreich gemacht. In allen Fragen rund um Ihre Netzwerkarchitektur, Kommunikations- und IT-Lösungen sind wir ganz einfach „one step ahead“ | **www.kapschbusiness.com**

kapsch >>>
always one step ahead

Es kommt nicht unbedingt darauf an, aus welchen Komponenten eine Kommunikationslösung zusammengestellt ist. Sondern wie sie ineinander spielen.

Wirtschaft

Harter Sturz aus den Wolken

Nachdem Fliegen heute für viele Menschen den Reiz des Besonderen verloren hat, sehen sich die Fluggesellschaften nun massiven wirtschaftlichen Problemen gegenüber. Treibstoffpreise, Preis-Dumping, künftig obsolete nationale Carrier sowie „Open Skies“ und die Klimawandeldiskussion tragen dazu bei.

Mario Koeppl

Wie die in der Krise steckenden „Großen“ Alitalia, Austrian Airlines oder Scandinavian Airlines legen etliche der rund 60 europäischen Low-Cost- oder Charter-Airlines seit Langem bei jedem Flug Geld drauf. Foto: Getty Images

Die Zeiten, in denen Fliegen ein exklusives Lifestyle-Erlebnis mit Vollservice bot, sind längst vorbei. Massentourismus, Low-Cost-Wettbewerb und falsch angesetzte Sparstifte der Airlines trugen bislang zum kontinuierlichen Werteverfall bei. Nun werden durch weltweite Terrorpanik, steigende Treibstoffpreise und Umweltbedenken weitere Bruchlandungen der einst so angesehenen Form des Reisens eingeleitet.

Die Airlines kommen langsam ins Trudeln. Medial ausgeschlachtete Probleme der Austrian Airlines (AUA) wie die gescheiterte Scheich-Beteiligung und Übernahmediskussionen oder die zahlreichen Pannen am vor wenigen Monaten eröffneten Terminal 5 der British Airways (BA) in Heathrow sind nur allgemein sichtbare Spitzen eines Eisbergs. Ob etablierte EU- oder US-Betreiber oder Low-Cost-Carrier: Eine ganze Branche steht mit dem Rücken zur Wand. Nach den steigenden Passagier- und Auslastungszahlen der Vorjahre ist heuer erstmals wieder ein – wenn auch marginaler – Rückgang zu verzeichnen. Laut einer Studie der International Air Transport Association (IATA) ging das Passagieraufkommen etwa im März 2008 um rund 0,7 Prozent zurück; das Sitzauslastungsvolumen sank im Vergleichszeitraum des Vorjahrs gar um 1,7 Prozent.

Erdrückende Kosten

Auch dass das Konzept der nationalen Carrier spätestens bei der totalen Liberalisierung des Flugmarktes ausgedient hat, ist jedermann klar und trägt zur allgemeinen Unsicherheit bei. Die Hauptmisere verursacht aber der rapide steigende Treibstoffpreis. So musste Singapore Airlines allein in der Kalenderwoche 21 die Treibstoffausgaben um 6,8 Prozent erhöhen. Chinas Fluglinien mussten die Treibstoffzuschläge mit Mai um 33 Prozent anheben, und US Airways verschob die Eröffnung der neuen Strecke Philadelphia – Peking auf 2010, da die verdoppelten Kerosinkosten alle wirtschaftlichen Pläne ad absurdum führten.

Die Industrie ist sich sicher, dass bereits angeschlagene Fluggesellschaften eine derartige Erhöhung des Kostendrucks nicht überleben können. „Investoren etablierter Gesellschaften wie etwa der British Airways müssen sich darauf einstellen, dass das heurige Geschäftsjahr nach dem Rekordgewinn *(Gewinn der BA vor Steuern 2007/08 rund 833 Mio. Pfund beziehungsweise Steigerung um fast 45 Prozent, Anm. d. Red.)* mit merkbaren Verlusten enden wird“, meint etwa British Airways-CEO Willy Walsh. Sein Kollege von Air France, Jean-Cyril Spinetta, stellte im April eine Umwälzung der Treibstoffkosten auf die Ticket-Preise in Aussicht: „Dies wird die Nachfrage und die Auslastung aber zählbar beeinträchtigen.“ Swiss-Netzwerkchef Harry Hohmeister zur Problematik der Weitergabe dieser Kosten: „Wir können die Preiserhöhungen nur zu einem Drittel an unsere Kunden weitergeben. Den Rest müssen wir durch massive Einsparungen und eine weitere Effizienzsteigerung kompensieren.“

> „Investoren etablierter Linien müssen sich vorbereiten, dass 2008 herbe Verluste geschrieben werden.“
>
> Willy Walsh, British Airways

Trifft diese Hauptkrise schon die renommierten und etablierten Gesellschaften ziemlich hart, so lässt sich derzeit nur erahnen, wie die Low-Cost-Airlines unter der Geiselhaft der wachsenden Spritpreise leiden werden. „Die Zeiten, in denen ein Flug schon billiger als eine Taxifahrt war, sind endgültig vorbei“, stellt der britische Aviation-Analyst Ken Westridge trocken fest. „Wie die mitten in der Krise steckenden ‚Großen‘ Alitalia, AUA oder SAS zahlen etliche der rund 60 europäischen Billig- oder Charterlinien seit längerer Zeit bei jedem Flug drauf. Die meisten der ‚Kleinen‘ hoffen mit den Vorauszahlungen der Feriengäste auf Geld in ihren Kassen, aber spätestens im Oktober werden einige dieser Gesellschaften sicher sterben!“

Abstürze im Herbst erwartet

Da nütze es auch nichts, so Westridge, dass Low-Cost-Carrier mit jedem Extra Geld machen und angepriesene „Schnäppchenpreise“ oft glatter Schwindel seien: „Lediglich Ryanair und Easy Jet haben noch Barreserven und sind vorerst lebensfähig. Ab einem gewissen Preis ist das Low-Cost-Modell der über den Preis stimulierten Nachfrage aber tot, und wenn die Billigkundschaft ausbleibt, weil ein Flug aus Jux und Tollerei plötzlich so teuer ist wie bei einem traditionellen Anbieter, dann können die gefährdeten Low-Cost-Carrier den Rollbalken runterlassen.“ Das bestätigt auch der Informationsdienst Destinations Management. Besonders in Europa sei abgesehen von Italien und der nur leicht stagnierenden Nachfrage in England für die Billigflieger der wirtschaftliche Zenit längst überschritten.

> „Spätestens im Oktober werden einige Airlines sterben. In Europa steht eine Konsolidierung bevor.“
>
> Ken Westridge, Analyst

Zusätzlich zur Konsolidierung und zum drohenden Sterben einiger nationaler Fluglinien – internationale Fachleute zählen die Austrian Airlines mittlerweile leider auch dazu – sowie dem Storno von Destinationen, dem Einstellen zahlreicher Flüge, dem wirtschaftlich bedingten Stilllegen von Maschinen oder Personalreduktionen steht der Luftfahrtbranche weiteres Ungemach bevor.

Das zwischen Brüssel und Washington ratifizierte „Open Skies“-Abkommen, demzufolge alle Airlines der EU-Staaten und der USA komplett freien Zugang zu den jeweils anderen Lufträumen und Destinationen erhalten, soll 80.000 neue Arbeitsplätze schaffen und das Transatlantikgeschäft in den nächsten fünf Jahren um 34 Prozent steigern. Aber sowohl in Europa als auch in den USA werden zunehmend warnende Stimmen laut, die das Abkommen neu interpretieren und eigene angeschlagene Linien langfristig schützen wollen. So streiten Experten beider Lager bereits vehement über die realen Auswirkungen des Vertrags. Zudem drängen Fluglinien in Asien und Nahost im Interesse des freien Wettbewerbs auf ähnlich umfassende Abkommen. Spätestens 2009, so Analysten, könnten die Verträge oder deren wichtigste Bestandteile wieder neu verhandelt werden.

Doch damit nicht genug. Angesichts der Klimawandeldiskussion wird der Ruf nach Verzicht auf diverse Flugreisen lauter. Im öffentlichen Auge und in den Vorstandsetagen verursachen derartige Forderungen etwas Unbehagen, und die Branche wird vermehrt zum Setzen sichtbarer Zeichen gezwungen. So legen US-Carrier derzeit Hunderte veralteter Jets still, um sie (teilweise) durch neue Maschinen zu ersetzen.

Doch die Ankäufe neuer, Verbrauch und Emission mindernder Jets belasten die ohnehin angespannten Budgets der Fluglinien zusätzlich. Ein Sturz aus den Wolken droht, und eine ganze Branche hofft nun auf ein rechtzeitiges Abfangen und neues Durchstarten vor einem möglichen Crash.

Wirtschaft

Im Zangengriff der Treibstoffpreise

Hohe Kerosinkosten treiben US-Fluglinien erneut in die Enge. Eine Entspannung der Lage ist nicht in Sicht.

Alexandra Riegler

Für United ist auch nach drei Jahren Gläubigerschutz vieles beim Alten. Die Treibstoffpreise, die bereits anzogen, als die US-Fluglinie um eine Verlängerung ihrer Insolvenz-Schonzeit ansuchte, haben inzwischen bedrohliche Höhen erreicht. Allein im letzten Jahr legten die Kosten für Kerosin um 80 Prozent zu. Die Flieger der Airline sind weiterhin nur unzureichend ausgelastet, die operativen Kosten übersteigen jene der Konkurrenz. Seit geraumer Zeit schon präsentiert man sich mit einer Art Verkaufsschild auf dem Markt, bisher ohne Erfolg.

Das Tief nach 9/11 haben die US-Fluglinien zwar überwunden. Doch die Probleme von einst, wie etwa geringes Passagieraufkommen, wurden rasch durch neue ersetzt. Die riesigen Flotten der großen Carrier sind in die Jahre gekommen, die Maschinen zeigen nicht nur im Innenraum Ermüdungserscheinungen. Um Kosten zu sparen, wurden Routineüberprüfungen outgesourct und nicht immer zur Zufriedenheit erledigt. Southwest Airlines fasste zuletzt eine saftige Strafe wegen Wartungsmängeln aus.

Flucht in Fusionen

Die goldenen Zeiten amerikanischer Fluggesellschaften, als Fliegen noch vom Hauch des Mondänen umgeben war und Flugbegleiterinnen von Trans World Airlines (TWA) und Pan American World Airways (Pan Am) die Passagiere in Kostümchen à la Emma Peel umsorgten, sind vorüber. TWA beförderte zwar Ende der 1980er Jahre noch die Hälfte der Transatlantikreisenden. Eine Reihe von Management-Fehlentscheidungen führte aber zum jähen Absturz. American Airlines kaufte TWA schließlich auf. Pan Am war ein ähnliches Schicksal beschieden: Was noch an Wert besaß, darunter die Strecken nach Europa, holte sich Delta Anfang der 1990er Jahre an Bord.

Den großen Fluglinien, allen voran United, wird zwar weiterhin eine gewisse Unbeweglichkeit gegenüber den Anforderungen des Marktes vorgeworfen. Vor den hohen Kerosinpreisen scheinen jedoch alle Carrier gleich zu sein. Seit März stellten die Aloha Airgroup, ATA Airlines, die Business-Class-Linie Eos und Skybus Airlines ihren Betrieb ein. Frontier Airlines suchte um Gläubigerschutz an. Die Großen versuchen sich indes mit zusätzlichen Gebühren, wie für das Einchecken einer zweiten Tasche, hinüberzuretten. American Airlines stellt zum zweiten Mal innerhalb weniger Jahre seine Gratis-Snacks ein. Die Finanzanalysten von Standard & Poor's beeindrucken die Maßnahmen nicht. Diese kündigten zuletzt an, das Kredit-Rating aller US-Carrier senken zu wollen. Wohin das führen soll, ist allerdings unklar. Erneute Phasen von Gläubigerschutz dürften kaum eine Lösung sein, denn einzusparen gibt es nicht mehr viel.

Wer kann, flüchtet sich daher in Fusionen. Mitte April gab Delta den Kauf von Northwest Airlines bekannt. Im letzten Jahr noch wehrte sich Delta gegen ein feindliches Übernahmeangebot von US Airways. Die Zustimmung der Kartellbehörde vorausgesetzt, könnte aus Delta und Northwest die weltgrößte Fluggesellschaft entstehen. US Airways soll sich inzwischen mit United über eine Fusion unterhalten. Davor ließ ein Quartalsverlust von einer halben Mrd. US-Dollar bei United die Verhandlungen mit Continental Airlines platzen.

Strammer Neuling

In den alten TWA-Terminal auf New Yorks Kennedy-Airport zieht unterdessen eine neue Fluglinie ein: Jet Blue, ein Billigflieger, der es neben moderaten Preisen mit neuem Schick versucht. Die Airbusse und Embraer-Jets der Airline sind allesamt mit Ledersitzen ausgestattet. Jet Blue, das rund 50 Destinationen in den USA und der Karibik anfliegt, gewinnt seit seinem Bestehen sämtliche Kundenbewertungen und fährt zudem recht solide Gewinne ein. Zuletzt beteiligte sich Lufthansa an dem Unternehmen, Kooperationen im Flugbetrieb stehen jedoch noch aus. Nach Einschätzung von Standard & Poor's dürfte aber auch Jet Blue den Spritkosten nicht entkommen.

Kommentar

PRO: Margarete Endl

Reisen: Immer mit dem Buch

Ich geniere mich, wenn ich in Budapest „Danke“ statt „Köszönöm“ sage, weil ich zu faul war, die zehn Wörter Ungarisch zu lernen, die die Höflichkeit gebietet. Ich empfinde mich als kulturimperialistischen Trampel, der sich nur unwesentlich von Neckermann-Touristen unterscheidet. In London kaufe ich einen Reiseführer über In-Lokale. In Paris schleppe ich ein Buch über gotische Kathedralen herum. Nur in den USA weigere ich mich, Sneakers zu tragen, und bin lieber ein europäischer Snob. Reisen kann uns gescheiter und toleranter machen. Wenn wir offen sind. Reisen kann uns aber auch furchtbar verbilden. Wenn wir keine Ahnung vom Land haben und alles mit westlichen Augen deuten. Wenn wir etwa die Herzlichkeit und die Unterwürfigkeit von armen Indern so interpretieren, dass sie zufrieden mit ihrer Armut seien. Ohne uns die Mühe zu machen, die Bücher über den Kampf der Dalits, der ehemals „Unberührbaren“, um gesellschaftliche Anerkennung zu lesen. Nur so als Beispiel. Man könnte auch Salman Rushdies *Mitternachtskinder* lesen oder einen Meter neueste Literatur. Nur Bollywood-Filme anschauen genügt nicht. Wir sehen ja auch nicht jeden Hollywood-Schwachsinn als Abbildung amerikanischer Realität. Ich bin keine Verfechterin der üblichen Reiseführer, die von Kirche zu Museum lotsen. Ich plädiere für das Eintauchen in die fremde Kultur und in die Sprache. Zumindest drei Lektionen Vietnamesisch lernen, bevor man 14 Stunden nach Vietnam fliegt. Zumindest einen Orhan Pamuk in der Tasche haben, bevor man nach Istanbul eincheckt. Zumindest den Willen zeigen, den geistigen Horizont zu erweitern, wenn Geld und Technik uns erlauben, unseren Körper beliebig über weite Distanzen zu bewegen.

CONTRA: Klaus Lackner

Reisen: Immer ins Blaue

Einmal pro Jahr war meine Kindheit geprägt von einer „Fahrt ins Blaue“. Organisiert wurde dieses 80er-Jahre-Abenteuer vom Betriebsrat des Arbeitgebers meines Vaters. Dabei handelte es sich um Tagesausflüge, deren Ziel immer eine „Überraschung“ war. Diese Fahrt bildete einen Fixpunkt im Leben meiner gesamten Familie. Irgendwie hat sich wohl damals meine Art, Wochenendstädtetrips, Sporturlaub oder Kulturreise zu planen, in mir gefestigt. Morgen zum Beispiel geht’s nach Brüssel, um einen Freund, wie schon lange versprochen, zu besuchen. Ich habe keine Ahnung, was mich erwartet. Ich habe noch nicht einmal „Brüssel“ gegoogelt. So komme ich dieses Wochenende in eine mir fremde Stadt, die ich noch nicht einmal in meiner Fantasie durch die Lektüre fader, trockener Reiseführer ausgemalt habe. Ich habe nur einen Notizeintrag auf dem Handy mit Wohnadresse meines Freundes und der Buslinie vom Brüsseler Flughafen dorthin. Mein Motto: Ankommen und schauen, was passiert. Durch diese Methode durfte ich die wohl schönste Sandinsel vor Australien kennenlernen, wo sich nur ein paar Einheimische hinverirren. Hätte ich einen Reiseführer gelesen, wäre ich auf der Nachbarinsel mit Hunderten von täglichen Besuchern gelandet. In New Orleans durfte ich dank eines Kollegen die wohl dunkelsten, aber coolsten Jazz-Clubs besuchen. Mit Reiseführer wäre ich die Halligalli-Straße rauf- und runtergelaufen. In Agadir hat mir die Nichtplanungsmethode den wohl schönsten Souk (Markt) offenbart, wo man nicht nur Plagiatramsch, sondern einheimische Handarbeit bekommt. Das war Zufall. Und genau das macht Reisen ins Blaue aus. Nicht zu wissen, was einen erwartet, und dafür umso tiefere Eindrücke zu gewinnen.

Wenig Liebe zu Kindern

Viele Hotels nützen Kinder, um deren Eltern im Urlaub kräftig zur Kasse zu bitten. Vom wirklich familienfreundlichen Urlaub sind wir in Österreich noch meilenweit entfernt. Ein Erfahrungsbericht.

Christine Wahlmüller

Ohne Kinder zu verreisen ist in der Regel kein Problem. Da werden einem sogar noch Last-Minute-Angebote von der Reisebranche beinahe geschenkt „nachgeworfen“. Man bucht ein Doppelzimmer, und der Fall ist erledigt. Auch mit einem Kind ist das noch gut möglich, denn in fast jedem Doppelzimmer lässt sich ein Kinderbett unterbringen.

Die Schwierigkeit beginnt jedoch mit zwei Kindern. Und da rede ich noch gar nicht von einem Auslandsurlaub irgendwo in Griechenland oder Spanien, wo der Großteil der Zimmer meist traditionell nur für zwei Erwachsene und ein Kind buchbar ist.

Auch in Österreich erlebt man auf der Suche nach Familienurlaubsangeboten Überraschungen. Mein Anspruch wäre ein geräumiges Appartement mit Halbpension – ein Trend, auf den die Hotellerie jetzt langsam zu reagieren beginnt. Auch andere Familien wollen sich gerade im Urlaub nicht 14 Tage lang in einem engen Doppelzimmer zu viert zusammenpferchen lassen. Aggressionen und Streit in der kostbarsten (und teuersten) Zeit des Jahres sind damit programmiert.

Die Lösung heißt Familienzimmer: Immer mehr Hotels und Gasthöfe bieten derglei-

chen jetzt mit abtrennbarem Schlafraum an – oder sogar Appartements inklusive Verpflegung nach Wunsch. So weit, so gut.

Die Sache hat leider trotzdem einen Haken: Der für Familienzimmer von den Hotels verlangte Preis erscheint mir in den meisten Fällen mehr als überhöht. Ich sehe nicht ein, warum Familien damit quasi zur Melkkuh der Nation werden. Mit der oftmals propagierten Kinderfreundlichkeit in österreichischen Tourismusbetrieben ist es nicht weit her. Das beginnt bereits bei der Kinderermäßigung.

Kostenexplosion für Kinder

Manche Hotels, die sich als familienfreundlich bezeichnen, fordern bereits für Kinder unter zwei Jahren einen täglichen Pauschalsatz. Andere finden es ganz in Ordnung, wenn für Fünfjährige bereits 70 oder 80 Prozent des Vollpreises bezahlt werden sollen. Ein Hotel im Salzkammergut schrieb zwar im Angebot „Kinder unter sechs Jahren gratis“, bei genauerem Hinsehen zeigte sich aber, dass das Essen da nicht inkludiert war.

Ich bin gerne bereit, in den Urlaub Geld zu investieren, aber zu einem gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. Und mit der Erwartung, dass Kinder unter sechs Jahren in der Hotellerie zu 100 Prozent kostenlos logieren sollten. Das wäre echte Kinderfreundlichkeit.

Warum ist es nicht möglich, den familiären Urlaub zu fördern, durch Bund oder Länder? Das würde einerseits den Tourismusbetrieben mehr Auslastung bringen, zweitens mehr Familien den gemeinsamen Urlaub ermöglichen und drittens auch den Tourismusregionen wirtschaftlich einiges an Mehrwert einbringen.

Zwar boomt der Austro-Tourismus ohnehin, aber es fehlt an familiengerechten Angeboten. Abgesehen vom Übernachten lässt das Angebot für Kinder auch sonst sehr zu wünschen übrig: In den meisten Fällen ist in den Hotels ein Inklusiv-Gitterbett und ein Kinder-Hochstuhl selbstverständlich, aber der im Katalog angekündigte Spielplatz etwa ist meist dürftig und wenig ansprechend.

Wirklich durchdacht ist das Angebot der Kinderhotels. Leider sind hier die Preise unverschämt hoch. Für eine Woche sind mir rund 2000 Euro für zwei Erwachsene und zwei Kinder einfach zu viel Geld.

Am Ende meiner Suche bin ich auf die gute, alte Sommerfrische in einem Ferienhaus verfallen: Wir werden Ende Juni zehn Tage auf einem wirklich netten, kindgerechten Bauernhof am Stubenbergsee in der Steiermark verbringen.

Karikatur der Woche

Zeichnung: Kilian Kada

Dossier Reisen

Suche nach dem Kick

Herkömmlichen Pauschalurlaub finden viele heutzutage langweilig. Wer mehr will, macht Extremurlaub, sucht Abenteuer, fremde Länder und die Herausforderung der Natur, sei es im Dschungel oder in der Wüste.

Foto: Photos.com

Die bevorzugten Reiseziele der Österreicher sind schnell aufgezählt: Griechenland, Spanien, Italien, Kroatien, die Türkei. Wie gehabt also. Rund die Hälfte der Österreicher urlaubt laut Statistik Austria überhaupt im Inland. Daheim ist es halt immer noch am bequemsten.

Doch so mancher Urlauber will offenbar mehr. Die Trends auf internationalen Reisemessen zeigen deutlich, dass das Interesse an sogenannten Extremreisen steigt. Wie auf der letzten ITB in Berlin, der weltweit größten Messe der Tourismuswirtschaft, zutage trat, war zwar bisher Frankreich mit 78 Mio. ausländischer Besucher pro Jahr das meistbesuchte Land auf der Welt. Mittlerweile reist man aber eher zu außergewöhnlichen oder „neuen" Zielen. So werde der gesamte Ostblock gerade neu entdeckt, eine Antarktisreise zu den Pinguinen gemacht oder auf den Kilimandscharo gestiegen, stellen die Experten fest.

Der Begriff der Extremreisen ist umfangreich und geht so weit, wie eben die persönliche Auffassung des Einzelnen von „extrem" aussieht. Während für den einen schon die katalogmäßige Begehung der Cheopspyramide in Kairo einen Adrenalinschub bedeutet, machen es andere nicht unter einer Skitour zum Südpol oder einer Reise im U-Boot zum Titanic-Wrack.

Ein gutes Beispiel für eine Extremreise ist jene, die die oberösterreichische Journalistin Ulrike Rubasch unter dem Motto „Schmalspurnomaden" vor einigen Jahren für den *Kurier* unternommen hat. Die Reise führte sie in Begleitung ihres Freundes mit zwei Motorrädern von Österreich über die Türkei und Ägypten in den Sudan, von dort über die arabische Halbinsel in den Iran und in die zentralasiatischen Ex-Sowjetstaaten und schließlich über Russland und das Baltikum wieder nach Hause.

Die Idee dahinter: „Weiße Flecken auf der Landkarte suchen", meint Rubasch. Im einfachen Stil abseits der Hauptrouten reisen, die Lebensweise der Menschen, die man trifft, verstehen, Außergewöhnliches wirklichkeitsgetreuer erleben.

Hehre Ansprüche

Nicht jeder Extremreisende hat aber solche hehren Ansprüche. Mittlerweile können auch die ausgefallensten Reisen aus dem Katalog gebucht werden, Rund-um-Betreuung, Transport und Lebensversicherung inklusive. Das beginnt bei Touren durch verwinkelte Höhlensysteme in den Alpen und reicht über Dromedar-Trekkings durch die ägyptische Wüste und Extrem-Canyoning in den Pyrenäen bis zu einer Woche mit dem Schneemobil durch den wilden Westen Nordkanadas.

Klassiker unter den Extremreisen ist die U-Boot-Fahrt zur Titanic: nicht ganz billig, aber auch nicht ganz alltäglich. Die Firma Deep Oceans Expeditions führt zur Abenteuerreise in die Tiefsee: Eine zehntägige Expedition zum Titanic-Wrack einschließlich Tauchgang gibt es für 39.000 US-Dollar (rund 24.800 Euro) oder für 5000 US-Dollar auf dem Begleitschiff. Wen die Titanic nicht interessiert, der kann per U-Boot zu anderen legendären Schiffswracks, einem Unterwasservulkan vor den Azoren oder zu „geheimnisvollen Tiefseelebewesen" tauchen.

Für wen Wasser das richtige Element ist, der kann eine Extrem-Tauchreise bei Wirodive Tauchreisen buchen. Die Veranstalter haben Tauchen mit Haien im Programm. Man wolle mit dem Klischee aufräumen, Haie seien Killermaschinen, heißt es. Geboten werden Workshops mit Seminaren und Tauchgängen auf den Bahamas, in Südafrika, Ägypten und Costa Rica mit hautnaher Hai-Gesellschaft.

Beliebte Extremziele sind überdies die Polarregionen dieser Erde. Auch hier gibt es bereits Ausgefallenes vom Spezialanbieter: etwa das gemeinsame Baden mit Eisbären in einem Pool einer kanadischen Eisbärenstation in Cochrane im Norden von Ontario (zu buchen unter *www.polarbearhabitat.ca*). Dabei sorgt eine Glasscheibe für Sicherheit.

Wer schon in Kanada ist, kann sich auch mit echten Eskimos (Inuit) treffen. Diverse Adventure-Reisebüros in Vancouver, Edmonton oder Calgary bieten Flüge in die Provinzen Nunavut oder Northwest Territories an, wo an der Küste der Hudson Bay echte Eskimodörfer aufgesucht werden können (*www.nunatour.nt.ca*).

Je nach Gusto kann man dort im Winter hinfahren, wenn es dunkel ist und die Temperatur bis zu minus 50 Grad fallen kann; ein Erlebnis, das man wahrscheinlich nicht so schnell vergisst. Ein Eskimobesuch „light" lässt sich aber auch während der hellen Sommermonate machen, wo es bis zu 15 Grad warm wird.

Fortsetzung auf Seite 18

Dossier – Reisen

Fortsetzung von Seite 17

Reisen dieser Art lassen sich auch nach Grönland organisieren *(www.groenland-travel.de)* oder nach Spitzbergen *(www.nordwindreisen.de)*.

Arktis und Antarktis können mit dem Spezialreiseveranstalter Polar Adventures (*www.polaradventures.de)* ausgiebig bereist werden: Polarforschungsschiffe, Eisbrecher, Hubschraubererkundungen, Kreuzfahrten oder Skitouren zum Südpol stehen auf dem Programm. Eine komplette Reise auf Skiern und mit Schlitten zum Südpol inklusive Unterkunft, Verpflegung, Guide, Material sowie Flügen im Privatjet schlägt mit rund 50.000 US-Dollar zu Buche. Man gönnt sich ja sonst nichts.

Aber nicht immer ist es erforderlich, sich alles organisieren zu lassen. So kann man etwa durchaus auf eigene Faust nach Ushuaia in Südargentinien reisen und sich dort von den kleinen, lokalen Reisebüros zu einem vertretbaren Preis an die antarktische Küste bringen lassen oder eine aufregende Schiffsfahrt durch die Magellanstraße machen. Daran anschließen lässt sich eventuell eine Tour durch Feuerland und Patagonien.

Die Erlebnishungrigkeit der modernen Freizeitgesellschaft mündet in steigender Nachfrage nach ausgefallenen, „extremen" Reisezielen. Foto: epa

Womit wir bei den Autoreisen wären: Der Allrad-Tourismus ist ein Geschäftszweig, der in den letzten Jahren starke Zuwächse erlebt hat. Zum einen hat dies eben mit dem steigenden Interesse an Extremtouren zu tun, zum anderen mit der besseren technischen Qualität der Geländeautos, die es so auch Wochenendgeländefahrern ermöglichen, halbwegs unbeschadet durch schwieriges Gelände zu kommen.

Über die Hoggar-Piste

Einer der Pioniere dieser Art von Reisen ist die Firma Därr *(www.daerr.de)*, gegründet vom ehemaligen Globetrotter Klaus Därr, der auch die Reise-Know-how-Reiseführer-Reihe ins Leben gerufen hat. Insbesondere Sahara-Durchquerungen sind die Spezialität dieses Ausrüsters, der sich auch zum wertvollen Infoforum für Weltreisende entwickelt hat *(www.weltreise-forum.info)*. Gerade für Leute, die schon immer mit dem Geländewagen die berüchtigte Hoggar-Piste (von Algerien über Niger und Tschad nach Nigeria) fahren wollten, ist dieses Forum von hohem Informationswert.

4x4-Abenteuerreisen lassen sich aber mit einigen Grundkenntnissen auch auf eigene Faust durchführen. Es hängt vom Zielland ab, ob man besser einen Wagen vor Ort mietet oder seinen eigenen mitnimmt oder gar einen vor Ort für die Reise kauft.

In Australien, Namibia, Chile und neuerdings im Oman sind Autovermieter bereits auf Langzeitmieten für Geländewagen eingestellt, wobei die Mieten nicht immer günstig kommen, sind die Autos doch harten Prüfungen ausgesetzt. Manchmal empfiehlt es sich daher, einen Geländewagen vor Ort zu kaufen, was etwa in Australien möglich ist (4x4-Gebrauchtwagenmarkt in einer Tiefgarage in King's Cross in Sydney).

In Ländern, wo man dringend einen Geländewagen brauchen würde, gibt es wiederum gar keine zu mieten, etwa in Brasilien. Wer die legendäre Transamazonica durchfahren will (viel Glück!), sollte sein eigenes Auto mitnehmen oder vorher irgendwo in Südamerika einen gut erhaltenen, robusten Allradler kaufen.

Mit oder ohne Auto: Nett ist in jedem Falle eine Venezuela-Extremtour mit Trekking in den legendären Tafelbergen *(www.backpacker-tours.com)*. Nicht nur, weil Venezuela schon an sich ein interessantes Land ist, sondern auch, weil diese tropischen Gebirgszüge mit einer überaus lebhaften Flora und Fauna aufwarten. Nicht umsonst wurde dort *Jurassic Park* gedreht.

Wer gerne spuckende und speiende Berge sehen will, kann auf Vulkan-Trekking-Tour gehen. Solche Trips werden vom deutschen Spezialveranstalter *www.v-e-i.de* angeboten. Im Programm ist etwa eine 60-tägige Expeditionsreise zu den Vulkanen Mesoamerikas.

Und natürlich kann man heute auch schon in den Weltraum reisen. Der Spezialanbieter *www.spacetourism.de* bietet in Zusammenarbeit mit den russischen und amerikanischen Raumfahrtagenturen so ziemlich alles an, was man sich immer schon gewünscht hat: vom Kosmonautentraining über den Parabelflug, einen Suborbital-Spaceflight auf 100 Kilometer Höhe um 100.000 US-Dollar und einen Besuch der ISS-Raumstation als Weltraumtourist um schlappe 40 Mio. US-Dollar.

Ein verlockendes Angebot ist auch ein einstündiger Flug mit einem Kampfjet (MIG oder andere), den der Anbieter ab etwa 6000 Euro im Programm hat. Der Knüller dabei: Man darf den Jet dabei sogar selber steuern – wenn man sich traut.

Dunkle Ziele: Dark Tourism

Ein anderer Aspekt des Extremtourismus ist der sogenannte „Dark Tourism", eine Bezeichnung für Reisen, die an „Orte des Grauens" führen. Dazu gehören zum Beispiel neben Nazi-Konzentrationslagern wie Auschwitz auch ehemalige Stalin-Gulags in Sibirien, das Foltergefängnis Tuol Sleng in Kambodscha, der Sarkophag des Atomkraftwerks in Tschernobyl, die Sklaveninsel Gorée im Senegal oder Robben Island vor Kapstadt.

Und dann gibt es noch Reiseziele, die ganz besonders Mutige anziehen: Zu ihnen gehören etwa Länder wie Nordkorea (siehe *Nordkorea-Handbuch*, ISBN 978-3-89794-114-4, Trescher Verlag, 2007; 14,95 Euro), Haiti, Zimbabwe oder, für ganz Hartgesottene, Somalia. Erst wer Mogadischu überlebt, kann wirklich behaupten, er habe Extremtourismus hinter sich.

Arno Maierbrugger

economy
Das unabhängige Themenmagazin Österreichs

Dossier – Reisen

Stilvolle Reisen ganz à la carte

Abseits von den Touristentrampelpfaden und mit etwas Kleingeld ist Reisen noch ein echter Genuss.

All jene, die sich Mallorca, die Dominikanische Republik und andere nähere oder fernere Ziele des ungebremsten Massentourismus tunlichst ersparen und ihre meist hart verdienten Urlaubstage und -wochen des Jahres stilvoll verbringen möchten, müssen zwar etwas tiefer als die Allgemeinheit ins Portemonnaie greifen. Dennoch brauchen sie keine Milliardäre oder im Besitz einer American-Express-Centurion-Kreditkarte und deren Privilegien zu sein, um wie die Wohlhabenden diverse Lifestyle-Reisen und Topdestinationen zu genießen und dabei in eine luxuriöse Welt des Reisens einzutauchen.

Das Zauberwort für die Vermeidung von finanziellem Ruin durch eine Traumreise lautet „Geheimtipps“. Wer schon einmal in Gehweite zu Balis Traumstrand Jimbaran (Business-Class-Flug nach Denpasar mit Singapore Airlines oder Austrian Airlines über Bangkok oder Kuala Lumpur) im exklusiven Jamahal Villenresort *(www.jamahal.net)* mit eigenem Haus, Garten und Pool ab 400 Euro pro Nacht residiert hat, kann davon ebenso ein Lied singen wie jene, die auf Malaysias Privaturlaubsinsel Pankor Laut (ab 300 Euro pro Nacht und Residence, Business-Class-Flug mit Malaysia Airways via Frankfurt) waren *(www.pankorlautresort.com)*. oder den Abend im schönsten Badezimmer der Welt in freier afrikanischer Natur im exklusiven, am Sambesi gelegenen Songwe Village (ab 300 Euro pro Nacht) verlebt haben.

Auch auf den Malediven kann man für ein einigermaßen überschaubares Budget „echten Sechssternekomfort“ auf der Luxusinsel Kanuhura (vier Tage „Off Season“ ab 2200 Euro im Paketpreis bei Economy; für Business Class kann man mit Air France via Paris ungefähr 1900 Euro aufschlagen) genießen und die damit ersparten paar Hundert Euro beim Krebsrennen am Strand in Gesellschaft von Naomi Campbell, Will Smith und Co verwetten.

Hedonistischer Urlaubsexzess

Aber natürlich kann man diesen leistbaren Luxus jederzeit leicht und exorbitant übertrumpfen und wirklich ganz exklusiv und so richtig teuer verreisen. Einer der „Geheimtipps“ für hedonistischen Urlaubsexzess jenseits jedes Budgetrahmens ist der renommierte Reiseveranstalter Fischer Travel in New York. Fischer ist nicht in den Yellow Pages, dem Branchenverzeichnis, gelistet. Sämtliche Kontaktdaten des Unternehmens werden unter den Reichen und Schönen heimlich kolportiert. Schon allein die Mitgliedschaft in der Agentur kostet 50.000 US-Dollar Eintrittsgeld plus 10.000 US-Dollar pro Jahr.

Dafür bekommt man Reisen zu den exklusivsten und unmöglichsten Destinationen der Welt, Last-Minute-Reservierungen in eigentlich ausgebuchten Suiten und Villen oder Golfunterricht vor Ort von niemand Geringerem als Tiger Woods. Ebenso kann man der Seite von Spaniens König Juan Carlos in der portugiesischen Nobelherberge Grande Real Villa Italia Hotel and Spa urlauben (*www.granderealvillaitaliahotel.com*, Tipp: auch ohne Fischer ist ab 900 Euro die Buchung möglich). Oder man mietet eine Villa im Rancho Valencia Resort and Spa, um mit dem Sultan von Brunei zu speisen.

Fischer muss aber nicht sein. Hier drei Hot Spots, wo man zwar teurer, aber ohne Verarmungsgefahr traumhaften, exklusiven Sonnenurlaub abseits der touristischen Trampelpfade machen kann: Da wäre einmal das Bucuti Beach Resort auf Aruba *(www.bucuti.com)* mit seinem traumhaften Strand zu nennen. Ein weiteres solches Ziel wäre die Turneffe Island Lodge *(www.turneffelodge.com)* auf einer Privatinsel in Belize, wo man übrigens nur zweimal die Woche an- beziehungsweise abreisen kann. Hier ist auch kein TV, Internet oder Telefon vorhanden, damit man die Natur und den Partner richtig genießen kann. Empfehlenswert ist zudem das Parrot Cay mit seiner Beach Villa auf den Turks- und Caicos-Inseln *(www.parrotcay.com)*.

Mario Koeppl

www.ecoplus.at

eco plus

ecoplus. Das Plus für Niederösterreich

neuland technopole

Im globalen Wettbewerb gehen innovative Unternehmen dahin,
wo sie die besten Voraussetzungen finden. Nach Niederösterreich.

Foto: Austrian Research Centers

Der Standortfaktor der Zukunft heißt Technologie. Und einer der entscheidenden Standortvorteile ist die optimale Verknüpfung von Ausbildung, Forschung und Wirtschaft – auf den Punkt gebracht an den Technopolen in Niederösterreich. Hier werden in der Zusammenarbeit von Ausbildungs- und Forschungsinstitutionen und innovativen Unternehmen bereits jetzt internationale Maßstäbe gesetzt. Fokussiert auf drei Zukunftstechnologien, konzentriert an drei starken Standorten: Für Modern Industrial Technologies am Technopol Wiener Neustadt. Für Biotechnologie und Regenerative Medizin am Technopol Krems. Für Agrar- und Umweltbiotechnologie am Technopol Tulln. Dazu das Service von ecoplus. Und dazu das entscheidungsfreundliche Klima, für das Niederösterreich weit über die Grenzen hinaus bekannt ist. Es hat eben viele Gründe, dass wir bei internationalen Standortentscheidungen immer öfter erste Wahl sind. Wer in der Technologie Neuland betreten will, hat in Niederösterreich Heimvorteil.

ecoplus. Die Wirtschaftsagentur für Niederösterreich

Dossier – Reisen

Nostalgisch durch die Landschaft gleiten

Altes Blech durch schöne Landschaften zu bewegen, ist nicht das alleinige Privileg von Oldtimer-Besitzern.

Der Reiz des Oldtimerfahrens erschließt sich erst in Verbindung mit einer entsprechenden Landschaft. Das artgerechte Bewegen von Oldtimern ist auch Nicht-Besitzern möglich. Foto: dpa/Rainer Jensen

Wer sich einen Oldtimer zulegt, hat damit bereits seine Hingabe an alte Autos und Spaß am Fahren bewiesen. Doch klassische Automobile wollen nicht nur bewundert, sondern auch bewegt werden: Der Reiz des Fahrens erschließt sich erst, wenn man mit dem Gefährt auch entsprechende Reisen unternimmt.

Oldtimer-Besitzer sind hier unterschiedlich gestrickt. Jene, die das Fahrvergnügen mit einer Portion Ehrgeiz verknüpfen, nehmen an Rallyes teil, deren Bandbreite von einer Kaffeefahrt um einen Ort herum bis zu einem mehrwöchigen Kraftakt von Paris nach Peking reicht. Andere wiederum rüsten ihren Oldtimer zur Renntauglichkeit um und fahren auf Rundkursen und Sonderprüfungen um den Sieg. Wieder andere holen ihr Gefährt nur jeden Sonntag aus der blitzblank geputzten Garage. Doch was jedem Besitzer gemein ist: Das Cruisen durch atemberaubende Landschaften verliert nie seinen Reiz, seien es die Toskana, die Alpen oder die ungarische Tiefebene.

Dieses Flair wollen mittlerweile immer mehr Menschen genießen, auch jene, die nicht einen Oldtimer ihr Eigen nennen können. Für diese Zielgruppe hat sich in den letzten Jahren eine Branche entwickelt, die reiselustigen Kunden ein Rundum-Service bietet: Touren durch die schönsten Gegenden Europas, Oldtimer inklusive.

Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologie – Produkte

Message Delivered ...

Was Sie zu sagen haben, ist Ihre Sache – dass Sie gehört werden, unsere.
Wir bringen Ihre Botschaft schnell und punktgenau an die relevanten Empfänger:
an Redaktionen, Medien, Meinungsbildner, Pressestellen und Internetservices.
Zielgerichtet. In die ganze Welt.

www.ots.at
Der multimediale Verbreitungsservice für Presseinformationen.

APA OTS

www.ots.at

Ein Beispiel: die Toskana. Hier gibt es bereits einige Anbieter, die vor allem Kunden aus Österreich, Deutschland und der Schweiz die Schönheit der Region präsentieren wollen. Anbieter wie Nostalgic bieten Rundumbetreuung. Der Kunde erhält nicht nur einen Oldtimer, sondern auch Unterkunft, Verpflegung und Führungen. Das Reisen der anderen Art erfolgt meist familiär: Eine Handvoll Oldtimer samt Fahrer und Beifahrer tritt die Reise gemeinsam an, die Strecken liegen abseits der Hauptrouten, und man fährt Geheimtipps in puncto Essen, Wein und Kultur an. Ganz wichtig: der mitgeführte oder zumindest auf Abruf bereite und auf Oldtimer spezialisierte Pannendienst. Für gröbere Ausfälle wartet ein Ersatzauto.

Das Rundum-Service, das auch Transfers und sogar Benzin umfasst, ist nicht ganz billig: Rund 2000 Euro sind für eine viertägige Tour pro Person zu berappen. Dennoch gewinnen solche Oldtimer-Pakete an Zuspruch. Nicht nur Privatpersonen, sondern auch Firmen buchen derartige Arrangements, um beispielsweise ihre besten Verkäufer zu belohnen.

Ähnliche Angebote findet man freilich nicht nur in der Toskana, sondern auch in den Dolomiten, an der Côte d'Azur, in Süddeutschland, Sizilien oder den österreichischen Alpen.

Angebote in Österreich

Im heimischen Markt sind Anbieter wie die Salzburger Classica erfolgreich tätig. Hierzulande sind nicht nur geführte Oldtimer-Touren möglich, sondern auch die Teilnahme an Rallyes mit einem Miet-Oldtimer. Die Klientel ist eine andere: Bei Großveranstaltungen mit teilweise mehr als 100 teilnehmenden Fahrzeugen wird man vom Ehrgeiz gepackt, es gibt eine regelrechte Jagd um Hundertstelsekunden. Gefahren wird auf Gleichmäßigkeit; das heißt, auf bestimmten Streckenabschnitten wird versucht, möglichst exakt an eine Zielzeit zu gelangen. Geheime Messpunkte spornen den Siegeswillen der Fahrer und Beifahrer an. Das hört sich unspektaktulärer an, als es ist. Wen die Faszination Oldtimer gepackt hat, den lässt sie auch so schnell nicht wieder los. Die Anschaffung eines eigenen klassischen Automobils ist oft der nächste Schritt.

Fahrer und Beifahrer

Eingespielte Teams – der Beifahrer ist dabei fast wichtiger als der Fahrer – fahren bisweilen ein Dutzend Veranstaltungen im Jahr. Allein in Österreich gibt es unzählige Oldtimer-Events, die sich einen Namen gemacht haben, wie die Ennstal Classic, die Kitzbühler Alpenrallye, das Gaisberg-Rennen oder die Rallye Trieste – Vienna. Jede Veranstaltung hat ihren eigenen Reiz. Bei der Ennstal Classic tauchen viele Formel-1-Legenden auf, beim Gaisberg-Rennen lockt die teilweise gesperrte Salzburger Innenstadt, und bei der Rallye Trieste – Vienna gibt es eine eigene Race-Klasse, bei der Rallye-Haudegen mit entsprechend gerüsteten Oldtimern in gesperrten Gebieten Vollgas geben. Genug Auswahl also für den Oldtimer-Liebhaber. Langweilig, so hört man von den Teilnehmern, wird es dabei niemals.

Wer nur einen Tag oder ein Wochenende lang den Reiz des Oldtimerfahrens erleben will, nutzt die Services eines der zahlreichen Oldtimer-Vermieter. Hier ist man in puncto Strecke und Reisegeschwindigkeit am freiesten. Gefahren wird, wo und wann es Spaß macht. Ausreichend Freikilometer, eine inkludierte Vollkaskoversicherung sowie ein wartendes Ersatzfahrzeug machen eine derartige Ausfahrt zu einem stressfreien Vergnügen. Nur Fahren muss man noch selber. Doch genau das macht den Reiz aus und ist nicht notwendiges Übel, sondern gewünschtes Vergnügen.

Hannes Stieger

Leben

Anti-Arbeit: Vom Mythos, dass der Mensch dazu da ist, um zu schaffen und zu schöpfen

Die süße Tugend des Nichtstuns

Das Recht auf Arbeit sei eine kapitalistisch-religiöse Platitüde, meint Paul Lafargue.

Arno Maierbrugger

Faulheit oder, moderner ausgedrückt, Bevorzugung von Freizeit wird in der heutigen Gesellschaft meist mit Parasitismus statt mit Hinwendung zur Muße gleichgesetzt. Foto: Photos.com

Man kann vom ehemaligen deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder halten, was man will, er hat jedenfalls seine Frühsozialisten gelesen. „Es gibt kein Recht auf Faulheit", tönte der sozialdemokratische Ex-Kanzler im Jahr 2001 via *Bild*-Zeitung und meinte damit die damals rund vier Mio. Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger im Land, die er damit gleich einmal alle als Arbeitsverweigerer über einen Kamm scherte.

Woher kam allerdings der flotte Spruch? *Das Recht auf Faulheit*, im Originaltitel *Le droit à la paresse*, entstammt der Feder des Frühsozialisten Paul Lafargue und ist im Jahr 1880 zum ersten Mal erschienen und danach viele Male nachgedruckt worden. Lafargue analysierte den zu seiner Zeit aufkommenden Begriff der Arbeit als Lebensinhalt, als Grundlage von Wohlstand und als Struktur des Daseins in seinen Grundlagen. Er kam zu dem Schluss, dass es sich bei der „Arbeitssucht" und dem „Arbeitsglück" lediglich um eine bestimmte moralische Grundlage der Bourgeoisie und des frühen Kapitalismus handelte, die damit der neu entstehenden Arbeiterklasse ihre ethischen Grundlagen geben wollten.

Seltsame Arbeitssucht

„Die kapitalistische Moral, eine jämmerliche Kopie der christlichen Moral, belegt das Fleisch des Arbeiters mit einem Fluch; ihr Ideal besteht darin, (...) den Produzenten zur Rolle einer Maschine zu verurteilen, aus der man pausenlos und gnadenlos Arbeit herausschindet", schreibt Lafargue.

Diese „seltsame Arbeitssucht", die den Menschen „ein organisches Bedürfnis" ist, wird von ihm gnadenlos zerpflückt. Und so kommt er auch zu folgendem Schluss: Das „Grundrecht auf Arbeit", wie es die Französische Revolution formulierte, führe den Arbeiter immer mehr in die Verelendung, aus der er glaubt, nur durch mehr Arbeit herauszukommen. Zu viel Arbeit führe zu Überproduktion, laut Lafargue zu seiner Zeit etwa ein Grund für den Kolonialismus und die daraus folgenden Probleme.

Die Religion der Arbeit müsse widerlegt werden, und zwar mit dem „Recht auf Faulheit". Lafargue bemüht viele historische Beispiele, etwa die alten Griechen, die in der Zeit ihrer höchsten Blüte nur Verachtung für die Arbeit hatten; den Sklaven allein war es gestattet zu arbeiten, der freie Mann kannte nur körperliche Übungen und Spiele des Geistes, bemerkt Lafargue.

Welches seien in der Gesellschaft die Klassen, welche die Arbeit um der Arbeit willen lieben? „Die Kleinbauern und Kleinbürger, welche, die einen auf ihren Acker gebückt, die anderen ihren Geschäften hingegeben, dem Maulwurf gleichen, der in seiner Höhle herumwühlt, und sich nie aufrichtet, um mit Muße die Natur zu betrachten", so Lafargue in seiner Schrift, die im Gegensatz zu Marx und Engels damals den Fortschrittsgedanken komplett zurückwies und auch den Konsumgedanken der Frühindustrialisierung in Form der Massenproduktion ablehnte. Nicht zuletzt deswegen war seine Schrift im gesamten Ostblock bis zur Wende in den 1990er Jahren verboten.

In der Tat hat der Gedanke der Anti-Arbeit beziehungsweise der Faulheit eine lange historische Tradition. So schreibt etwa Herodot: „In Athen waren nur die Bürger wirkliche Edle, die sich mit der Verteidigung und Verwaltung der Gemeinschaft beschäftigten. (...) Um mit ihrer geistigen und körperlichen Kraft die Belange der Republik wahrzunehmen, mussten sie über ihre ganze Zeit frei verfügen und beluden die Sklaven mit der ganzen Arbeit."

> „Die Arbeit ist nichts anderes als ein Zügel für die edlen menschlichen Leidenschaften."
>
> PAUL LAFARGUE

Plato wiederum schreibt in seiner Gesellschaftsutopie des Philosophenstaates, dass „die Natur weder Schuhmacher noch Schmiede geschaffen hat; solche Berufe entwürdigen die Leute, die sie ausüben." Und Cicero stellte in seinem Werk *Über die Pflichten* recht deutlich klar, was er von Arbeit hielt: „Wer seine Arbeit für Geld hergibt, verkauft sich selbst und stellt sich auf eine Stufe mit den Sklaven."

Das Lohnsystem, schließt Lafargue daraus, die Lohnarbeit an sich sei „die schlimmste Sklaverei" überhaupt: „Man führe die Arbeit ein, und adieu Freude, Gesundheit, Freiheit – adieu alles, was das Leben schön, was es wert macht, gelebt zu werden."

Der österreichische Soziologe Bernd Marin hat sich der Thematik nach dem Schröder-Ausspruch angenommen und versucht, den Begriff „Faulheit" auf heute gültige, moderne Bedingungen umzumünzen: Faulheit sei heute eher gleichzusetzen mit der „Präferenz für Freizeit", meint Marin, und zwar eine „Freizeit", die sich nicht aus Mitteln der Sozialleistungen speist. Freie Gesellschaften würden nämlich weder Zwangsarbeit noch Arbeitszwang kennen und müssten eine „Faulheit" eines Teils der Mitglieder dieser Gesellschaft hinnehmen können müssen, solange die „Faulen" nicht am sozialen Tropf hängen, sondern ihre Utopie des süßen Nichtstuns innerhalb der Ellbogengesellschaft selbst organisieren – wie immer das auch gelingen soll oder kann.

Mittagsschlaf über allem

Wie man richtig faul ist, kann man sich von der literarischen Vorlage *Oblomow* von Iwan Gontscharow abschauen. Oblomow, ein russischer Adeliger, legt eine beispiellose, methodische Trägheit und Faulheit an den Tag. In seinem dauernden Schlummer vergisst er die Menschen, den Zwang, die Ordnung der Dinge und überhaupt alles außer seinen Mittagsschlaf, der das zentrale Ereignis seines Tages ist. Diese Faulheit ist allerdings extrem, sie beinhaltet keinerlei Muße, die sich Lafargue unter Faulheit vorstellt.

Karriere

Rico Fallegger heißt der neue Geschäftsführer des Sportartikelherstellers Nike für die Schweiz, Slowenien und Österreich. Fallegger kann auf eine langjährige Erfahrung im Marketing- und Verkaufsbereich zurückblicken. Seine berufliche Laufbahn führte ihn von Metro über Unilever zu Mars, wo er im Einkauf und im Marketing tätig war. Dort hat er Marken wie Mars, Snickers, Twix oder Uncle Ben's repositioniert. Foto: Nike

Kathrin Fischer (42) ist neue Professorin für Supply Chain Management und Logistik am Institut für Transportwirtschaft und Logistik an der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien. Die deutsche Logistikexpertin war zuletzt als Leiterin des Studiengangs „Logistics Management" an der HSBA (Hamburg School of Business Administration) tätig. An der WU wird sie sich um diverse Lehrveranstaltungen kümmern. Foto: WU Wien

Thomas Geitner (53) hat Mitte Juni die Leitung des Unternehmensbereichs Adhesives Technologies bei Henkel in Österreich übernommen. Geitner blickt auf eine erfolgreiche Karriere in der Maschinenbau- und Telekommunikationsbranche zurück. Er hat leitende Funktionen in internationalen Unternehmen, unter anderem bei Heidelberger Druckmaschinen, Leybold, RWE und Vodafone, ausgeübt. Foto: Henkel

Johannes Karner (44) ist neues Mitglied der Geschäftsführung der Porr Solutions Immobilien- und Infrastruktur. Seine berufliche Karriere startete er 1992 in der Union-Baumaterialien-Gesellschaft als Assistent des Vorstandes. 1995 übernahm er für die Baumgartner Unternehmensgruppe die Leitung für einzelne Immobilienprojekte und wechselte 1998 in die NÖ-Hypo-Gruppe. *kl* Foto: Porr Solutions

Leben

Notiz Block

Verreisen mit herzkrankem Kind

Kinder und Jugendliche mit angeborenen Herzfehlern sollten bei Urlaubsreisen einige Vorsichtsmaßnahmen beachten. „Kinder, die erst vor Kurzem operiert wurden oder bei denen der Arzt eine Verschlechterung der Kreislaufsituation nicht ausschließen kann, sollten sich möglichst nicht zu weit vom Heimatort entfernen, damit sie schnell in das sie betreuende Herzzentrum zurückkommen können“, rät der Kardiologe Michael Hofbeck von der Deutschen Herzstiftung. Generell sollten die Eltern immer die Telefonnummer des heimatlichen Zentrums bei sich haben. Bei der Auswahl des Urlaubsortes sollte auch auf das Klima und die hygienischen Bedingungen geachtet werden. Hohe Temperaturen und Luftfeuchtigkeit könnten für Kinder mit Herzerkrankungen sehr belastend sein. Daher würden sich Reiseziele in gemäßigten Klimazonen am besten eignen, sagt der Professor. Vorsicht bei der Ernährung sei in südlichen Ländern wichtig, in denen ein erhöhtes Risiko für Magen-Darm-Infektionen bestehe. Junge Herzpatienten könnten darauf besonders empfindlich reagieren. Das Flugzeug als Transportmittel werde den meisten Kindern mit einem Herzfehler erlaubt, wenn sie gut belastbar seien, erklärt der Experte.

Geschäftsreise in den Weltraum

Der Traum vom Weltraum kann für vier Männer oder Frauen demnächst Wirklichkeit werden: Die Europäische Raumfahrtagentur ESA sucht neue Astronauten. Es sei das erste Mal seit 16 Jahren, dass die ESA offiziell dazu Stellen ausschreibt, sagte Gerhard Thiele. Der Leiter des Europäischen Astronautenkorps rechnet mit weit mehr als 10.000 Bewerbern aus ganz Europa. Trotzdem sollten sich Interessenten nicht abschrecken lassen, meint der deutsche Astronaut Hans Schlegel, der zu der Crew gehörte, die im Februar das europäische Forschungslabor Columbus zur Internationalen Raumstation ISS brachte. „Es ist eine einmalige Chance, etwas zu tun, was uns als Menschheit interessiert und was über den normalen Horizont hinausgeht“, sagt der 56-Jährige. Jeder, der eine solche Herausforderung sucht, solle sich bewerben – und die Sache eher sportlich angehen, falls es am Ende nicht klappt. Ganz ohne sind die Voraussetzungen allerdings nicht: Bewerber sollten 27 bis 37 Jahre alt sein, fließend Englisch und am besten auch Russisch sprechen. Sie sollen ein abgeschlossenes Ingenieur- oder naturwissenschaftliches Studium und drei Jahre Berufserfahrung haben. Seit 19. Mai können Interessenten sich über das Internet bewerben.

Destination wichtiger als Preis

Wenn die Österreicher ihren Urlaub planen, ist die Reisedestination wichtiger als etwa der Zeitpunkt oder der Preis. Was die Reisevorbereitung betrifft, so plant und bucht die Mehrheit ihren Urlaub drei bis acht Monate vor dem eigentlichen Reisetermin. Dies sind die Ergebnisse einer Studie der Karmasin-Motivforschung, die im Auftrag des IT-Dienstleisters Travi Austria durchgeführt wurde. Für 75 Prozent der Befragten ist das Reiseland das wichtigste Entscheidungskriterium für den Urlaub. Die Österreicher hätten bei der Reiseplanung ein bestimmtes Bild von dem Land, in das sie fahren möchten, vor Augen, erklärte Sophie Karmasin, die Geschäftsführerin der Karmasin-Motivforschung. Der Zeitraum spielt für 67 Prozent eine Rolle, gefolgt von den Kosten (56 Prozent). Weniger wichtig für die Reiseplanung sind hingegen die Art der Reise (21), die Fluglinie (15) und der Veranstalter (elf Prozent). *APA/kl*

Flugsicherheit: Weltweit standardisierte Bewertungen fehlen

Wartungsmängel bleiben weiterhin unveröffentlicht

Schwarze Listen stellen unsichere Airlines an den Pranger. Experten bezweifeln, ob dadurch die Flugsicherheit erhöht wird. Der Einblick in Wartungsroutinen bleibt Passagieren indes weitgehend verwehrt.

Alexandra Riegler

Als bei einem American Airlines-Flug im März ein Stück der Tragfläche abriss und ein Außenfenster zertrümmerte, kamen die Passagiere mit dem Schrecken davon. Ein lauter Knall war zu hören, die Landung gelang im Anschluss jedoch mühelos.

Die Fluglinie nahm den Zwischenfall nur zum Anlass, genaueres Augenmerk auf die Tragflächen baugleicher Modelle zu legen. Man entdeckte bei einem halben Dutzend ähnliche Probleme. Eine genauere Inspektion der Flotte, insbesondere der in die Jahre gekommenen MD-80, einige Wochen danach stand mit dem Zwischenfall nicht in Zusammenhang. Vielmehr hatte sich der US-Kongress kurzfristig zu einer härteren Gangart entschlossen, als Southwest Airlines trotz Anweisungen der Federal Aviation Administration (FAA), Risse im Rumpf der Maschinen der Fluggesellschaft zu überprüfen, munter weiterflog.

Seither beschuldigt man sich gegenseitig abwechselnd der Überreaktion und Vertuschung. Fest zu stehen scheint, dass FAA-Inspektoren zu große Nachsicht mit den nach 2001 von wirtschaftlichen Schwierigkeiten geplagten Fluglinien zeigten. Weitere Untersuchungen sollen deutlich machen, auf welcher Seite größere Sorglosigkeit herrschte. Dass es seit November 2001, als ein American-Airbus über dem New Yorker Stadtteil Queens abstürzte, in den USA keinen weiteren großen Crash zu beklagen gab, halten viele Experten eher für Glück als das Verdienst verbesserter Sicherheit.

Eingehende Überprüfungen im März und April führten bei American zum Ausfall mehrerer Tausend Flüge. Hunderte Maschinen von United, Delta und Alaska Airlines blieben ebenfalls am Boden.

Eine Reihe von als unsicher geltenden Fluglinien wurde in der EU mit einem Start- und Landeverbot belegt. Foto: epa

Mängel unter Verschluss

Trotz einiger medialer Berichterstattung über Wartungsmängel veröffentlicht die FAA keine sogenannten schwarzen Listen, die Fluglinien an den Pranger stellen. In einem Bericht über öffentliches Interesse an Flugsicherheitsdaten konstatiert die FAA, dass es „derzeit keine Beweise“ gebe, die ein Airline-Ranking anhand von Zwischenfällen rechtfertigen würden. Große Unfälle würden äußerst selten und daher statistisch unvorhersehbar vorkommen. Entsprechend würden Konsumenten, so die FAA weiter, aus der Publikation solcher Informationen keinen Nutzen ziehen. Wer bereit ist, sich in Datenbanken zu vertiefen, findet schließlich doch Be richte, allerdings nur von Zwischenfällen in den USA. Von Piloten zu Protokoll gegeben, geht es dabei eher um Unstimmigkeiten in der Kommunikation mit Fluglotsen. Rückschlüsse auf Wartungsmängel lassen die Reports wohl nur bedingt zu.

Landeverbot im EU-Luftraum

Eine Reihe von Abstürzen im Sommer 2005, darunter jener der zypriotischen Fluglinie Helios, bestärkte die Europäische Union in der Veröffentlichung einer schwarzen Liste. Nach dem Crash in der Nähe von Athen, bei dem alle Insassen ums Leben kamen, wurden Spekulationen über Wartungsmängel laut. Das sogenannte Environmental Control System der Maschine wurde zwei Monate vor dem Absturz fünfmal repariert. Zwar ergaben Nachforschungen, dass die fälschlich auf „manuell“ eingestellte Sauerstoffversorgung und die Fehldeutung eines Alarms Ursache für den Unfall waren. Dennoch nahm die EU das Unglück zum Anlass, um Unternehmen, gegen die eine „Betriebsuntersagung“ ausgesprochen wurde, auf einer Liste zu veröffentlichen. Für Fluglinien, die als unsicher befunden werden, gilt im EU-Luftraum ein Start- und Landeverbot. Für das durchschnittliche Reiseverhalten von Europäern dürfte die schwarze Liste keinen allzu großen Einfluss haben, zumal sich vor allem Unternehmen aus der Demokratischen Republik Kongo, Kirgisistan, der Ukraine und Indonesien darauf befinden.

Experten bezweifeln außerdem, dass die Verdammung einiger weniger Fluglinien positiven Einfluss auf die allgemeine Sicherheit haben sollte. Für deutlich nützlicher halten sie ein System der International Air Transport Association (IATA) in Genf, das die Sicherheitsbewertungen von Fluglinien standardisieren soll. Seit seiner Präsentation im Jahr 2003 ist allerdings nicht mehr viel geschehen.

Leben

Warenkorb

● **Handy-Sound aufgepimpt.** Das Bild der Teens, die mit Handy-Lautsprecher-Dosen-Sound durch die Straßen ziehen, könnte sich bald ändern. Die Logitech-Pure-Fi-Mobile-Lautsprecher machen es möglich. Sie übertragen drahtlos via Bluetooth besten Sound vom Handy. Preis: 150 Euro.

● **Kleiner Speicherriese.** Bis zu 16 Gigabyte Speicherkapazität bieten die kleinen Design-USB-Speichersticks Microvault Click von Sony. Click steht für den einziehbaren und damit geschützten USB-Stecker. Man kann sie auch zum Windows-Vista-Beschleunigen verwenden. Die Preise bewegen sich zwischen 12,99 und 64,99 Euro.

● **Jedem sein Erinnerungsfoto.** Mit dem HP Photosmart A823 wird man auf jeder Sommerparty zum Star. So kann jeder Gast sein Lieblingsfoto in nur wenigen Sekunden zu Papier bringen. Und das, ohne den Drucker per Kabel an den PC anschließen zu müssen. Preis: 199 Euro.

● **Skypen in Stereo.** Voice over IP telefonieren vulgo skypen oder in LAN-Partys versinken: Das kann LifeChat LX-2000 von Microsoft um 29,90 Euro so gut wie andere auch. Aber so klein gefaltet werden, damit es sogar in die Hosentasche passt, können andere nicht. *kl* F.: Hersteller

Im Test

Wo echter Service noch zählt

Der Urlaub naht, die erste der beiden Hauptsaisonen steht vor der Tür. In Zeiten des Frühbucherbonus wird spätestens ab Eintreffen der ersten Kataloge und Flugpläne oder dem Besuch einer Ferienmesse in den ersten beiden Monaten des Jahres fleißig gebucht. Hotelbewertungen werden online evaluiert, Preisvergleiche zwischen zahllosen Anbietern durchgeführt und die billigsten Flugtransfers gegoogelt. Doch auch in Zeiten steigender Online-Buchungen führt viele der Weg zum Wunschurlaub in ein Reisebüro.

Schließlich kennt die Mehrheit noch immer kaum die wahre Bedeutung von Katalogphrasen. Nur wenige wissen um den idealen Zugang zu den günstigsten Tarifen, und Hotelkontingente großer Veranstalter haben durchaus ihren finanziellen Reiz. Daher zahlt man noch gerne beim Reiseveranstalter des Vertrauens eine kleine Buchungsgebühr (die bei Stammkunden mittlerweile gerne entfällt), um wirklich gut und umfassend beraten zu sein. Dagegen ist im Prinzip nichts zu sagen, denn die Beratungsqualität ist hierzulande allgemein hoch.

Aber es gibt auch jene, die als gut situierte Individualisten oder Leistungsträger in puncto Urlaub ebenso wie in ihrem beruflichen und privaten Umfeld Luxus und die totale Erfüllung jedes ihrer Spleens fordern, um auf höchstem Niveau genießen zu können, ohne sich um lästige Details kümmern zu müssen. Dafür gibt es einen kleinen, aber feinen Kreis an Spezialisten, die auch für die anspruchsvollste Klientel mit dem nötigem Kleingeld gerne umfassende Dienstleistungen erbringen. Wie läuft also diese Servicequalität, die Anbieter wie TUI, Gulet und Co kaum bieten können, ab?

Statt der aufgrund von bereits im Hintergrund wartenden Kunden oft unter Zeitdruck erfolgenden Beratung oder der nackten 1:1-Umsetzung von Vorgaben des Kunden am Schalter wird nach Aufsuchen einer wirklich exklusiven Agentur nach dem Motto „Qualität und Quantität lassen sich auf höchstem Niveau nicht verbinden“ im diskreten, persönlichen Rahmen eine häufig mehrstündige Bedarfsanalyse durchgeführt. Vorlieben, Ansprüche und persönlicher Wert werden dabei ebenso erfasst wie etwa bevorzugte Fluglinien, Klimavoraussetzungen oder etwaige gesundheitliche Bedürfnisse.

So raten Profis in diesem Segment auch schon mal dem Klienten von einer bereits vorher ins Auge gefassten Destination ab, um Enttäuschungen zu vermeiden. Egal ob richtige Wodkasorte an der Bar oder eine spezielle Matratze für den Partner im Villenschlafzimmer vor Ort – alle Details werden erhoben, erfüllt und arrangiert. Ist die Buchung des Traumurlaubs erfolgt, sorgt eine Rund-umdie-Uhr-Betreuung sowohl vor Ort als auch in der Agentur selbst für eine reibungslose, prompte Erfüllung von kurzfristigen Zusatzwünschen, damit der Kunde seine Individualität voll ausleben kann.

Wer nun Lust auf eine gediegene, individuelle Rundumbetreuung wie ein Star bekommen hat und die Kreditkarte einmal etwas zum Glühen bringen will, dem werden die im Luxussegment agierenden Veranstalter PUR Touristik, Primetime Touristik und die Guliver's Lifestyle Luxury Edition ans Herz gelegt, um den Traumurlaub zu realisieren. Fotos: Bilderbox.com/Photos.com

Mario Koeppl
www.pur-touristik.at
www.primetimetouristik.at

Buch der Woche

Goodbye, good old Austria

Simon Akstinat, deutscher Journalist, Betriebswirt und Rucksackreisender, erzählt die Geschichten österreichischer Auswanderer, die über den Erdball verstreut Karriere gemacht und recht Erstaunliches geleistet haben. Es sind nicht nur die bekannten Erfolgsstorys eines Billy Wilder, Frank Stronach, Arnold Schwarzenegger, Karl-Heinz Böhm, Wolfgang Puck oder Bischof Erwin Kräutler, sondern auch Lebensläufe von weniger berühmten Österreichern beziehungsweise Personen, deren Abstammung bisher kaum bekannt war.

Der Autor zeichnet nicht nur das Leben von Emigranten nach, die heute sehr erfolgreich im Ausland arbeiten. Er berichtet auch über historische Figuren wie etwa den 1661 in Österreich geborenen Georg Joseph Kamel, der die erste Apotheke der Philippinen gründete. Oder John Smithmeyer, 1832 in Wien zur Welt gekommen, der die größte Bücherei der Welt in Washington baute, und Gus Messerschmidt, der die älteste Bäckerei Alaskas aufbaute. Joseph Pulitzer, Stifter des Pulitzerpreises, stammte ebenso aus Österreich wie Henry Lehrman, der bei den ersten Charlie-Chaplin-Filmen Regie führte.

Begnadete Musiker, große Wissenschaftler, erfolgreiche Sportler, zu Reichtum gekommene Firmenchefs, Hollywood-Stars und Wirtschaftsbosse mit heimischen Wurzeln und beispiellosen Karrieren werden teils recht ausführlich, teils aber bedauerlicherweise nur ganz kurz vorgestellt.

Durch alle Kontinente und Branchen führen die Lebenswege der Auswanderer. Akstinat hat gut recherchiert und wohl kaum jemanden vergessen, jedenfalls würde einem auf Anhieb niemand einfallen. Viele der Porträts sind allerdings zu kurz geraten und daher wenig aussagekräftig. *bafo*

Simon Akstinat:
Made in Austria
Ueberreuter, Wien 2008
19,95 Euro
ISBN: 978-3-8000-7317-7

Schnappschuss

Softwarepark Hagenberg Award 2008

Der Softwarepark Hagenberg (OÖ) hat am 20. Mai im Rahmen einer Gala im Schloss Hagenberg zum dritten Mal den Softwarepark Hagenberg Award, die Auszeichnung für qualitativ hochwertige Software, vergeben. In der Kategorie Hauptpreis teilen sich den ersten Platz und 4000 Euro Preisgeld APA Informationstechnologie (APA-IT) und Onepoint Software, die mit einer neuen Suchtechnologie und einem Open-Source-Projekt überzeugen konnten. Bei der Preisverleihung (v.l.n.r.): Generaldirektor Ludwig Scharinger (Raiffeisen Landesbank OÖ), Gerald Klima, Manfred Mitterholzer, Ambroise Mutel (alle APA-IT), Gerald Mesaric (Onepoint Software) und OÖ-Wirtschaftslandesrat Viktor Sigl. Über den Nachwuchspreis und 2000 Euro freuen sich zwei Schüler der HTL Perg mit ihrem Projekt für „Sicheres Wetten“. Etwa 120 Interessierte beobachteten gespannt die Präsentation der Ergebnisse, die von der fachkundigen Jury unter der Leitung von Erich Peter Klement ermittelt wurden. *kl* Foto: Softwarepark Hagenberg

Leben

Alexandra Riegler

Flugbegleiterin am Höhenruder

Wenn man wieder einmal überlebt hat, riecht die Luft würziger, und ein paar Stunden lang glüht alles rundherum in Technicolor. Berge, die vorher schon da waren, lehnen sich dann aufreizend ins Blickfeld. Dabei schienen die Szenen aus Katastrophenflug soundso zum Greifen nah: sich zum letzten Mal küssende Paare und ein Kopilot, der trotz Fadenkreuz am Hinterkopf seinem letzten Check-up nachgeht und gleich danach aus dem Cockpit-Fenster gesaugt wird. Wer mit Flugangst fliegt, kennt das: Beim Start schafft es freudige Hibbeligkeit an die Oberfläche, allerdings nur bis die Motoren aufröhren und der Gurt enger gezurrt wird. Danach geht es um Leben und Tod, weshalb sich im Hals ein Frosch befindet und im Auge leichter Wasserstand. Nebenan gähnt sich einer in seine Zeitung. Weil sich die Triebwerksgeräusche im Gegenwind verändern, werden Finger ans Ohr und Zähne aufeinandergepresst. So soll der Absturz verhindert werden. Eine kurze Phase leichtsinniger Entspannung würde den Blechvogel bestimmt vom Himmel in den nächsten Badesee donnern lassen. Wofür sonst sind Schwimmwesten an Bord? Auf Reiseflughöhe bekommt der Kopf eine Endlosschleife zugewiesen, es wird aufgestanden und aufs Klo marschiert. Das macht aus der fliegenden Schuhschachtel eine Art Wohnzimmer. Bis zum Sinkflug tritt so vorläufiger Normalbetrieb in Kraft, es sei denn Hochprozentiges wird nicht serviert oder Luftlöcher, Jet-Winde und verbrannt riechende Bordküchen kommen in die Quere. Die Erinnerung an Filme der Katastrophenflugreihe sorgt schließlich doch für Entspannung. Eine Flugbegleiterin schafft es da doch immer, die fenster- und tragflächenlose oder mit bewusstlosen Verbrechern gefüllte Maschine sicher zu landen.

Michael Liebminger

Schwesternstation statt Rezeption

Reisen bildet. Das weiß ich spätestens seit meiner letzten Geschäftsreise. Kurz zur Erklärung: Als vor ein paar Jahren meine Kollegen und ich ein Unternehmensprojekt in einer Agentur für Live-Marketing starteten, stand uns die Welt offen. Österreich kannten wir wie unsere Westentasche. Das Dilemma begann, als der Entschluss gefasst wurde, Kunden auch international zu betreuen. Seither sucht unser „Mädchen für alles“ liebevoll via Internet Auslandsunterkünfte aus. Die Einschränkung? Eine Budget-Obergrenze. Schließlich absolvieren wir eine Geschäftsreise und keinen Urlaub. Welchen Luxus benötigt man schon für wenige Stunden der Übernachtung? Zugegeben, bei Buchungen wenige Tage vor Beginn internationaler Messen kann es schon vorkommen, dass im Umkreis von hundert Kilometern kein freies Zimmer aufzutreiben ist. Da darf man sich über mühsame Anreisen nicht aufregen, das Mitleid hält sich in Grenzen. Aber meine Kollegen wohnten auch schon in Quartieren, die sich als Stundenhotels entpuppten. Oder in Absteigen, auf deren Gängen Hammelfleisch auf offenem Feuer gebraten wurde. Das stand so nicht in der Hotelbeschreibung und war auch bildlich nicht dokumentiert. Mir gönnte man zuletzt ein Kurhotel mit Relax-Zone, hauseigenem Pool, Kaminbar und Weinkeller. Tolle Fotos, nette Beschreibung. Doch die Unterkunft stellte sich vor Ort als Reha-Klinik für alte, schwer gehbehinderte Menschen heraus. Schwesternstation statt Rezeption. Im Zimmer gab es weder Internet-Anschluss noch Fernseher oder gar Erfrischungen. Gemeinsam mit dem studentischen Nachtportier suchte ich minutenlang meine „Kranken“-Stube. Reisen bildet. Und das Internet lügt in Wort und Bild. So viel steht fest.

Langes Warten auf dem Flughafen ist an manchen Drehkreuzen dieser Welt zur Normalität geworden. Viele gleichen einer Notunterkunft nach einer Naturkatastrophe. Foto: Photos.com

Vom Fliegen zur Berufskrankheit Layover

Fliegen ist für viele Berufsreisende zur Dauerqual geworden.

Klaus Lackner

Fliegen gehört in vielen Jobs einfach zum Alltag dazu. Für manchen mehr, für manchen weniger. Besonders die von den Airlines „verwöhnten“ Vielflieger müssen sich heutzutage jedoch in der Welt der Luftfahrt häufig auf unerwartete Schwierigkeiten gefasst machen.

Eine negative Erscheinung ist wohl das sogenannte „Pickenbleiben“, auf Neudeutsch auch „Layover“ genannt. Das sind die Momente, in denen man am liebsten nie ins Flugzeug gestiegen wäre.

Spitzenreiter in Sachen Hängenbleiben ist der mittlerweile aus allen Nähten platzende Dubai Airport. Der Flughafen gleicht einem marokkanischen Souk. Man drängt sich Tag und Nacht auf den Gängen, alle fünf Minuten starten und landen zwei bis drei Maschinen. Mittlerweile ist es so weit, dass aktuelle Abflüge gar nicht mehr auf den Anzeigetafeln aufscheinen, da deren Dimensionen schon lange gesprengt wurden. Oft weiß man auch nicht, zu welchem Gate man muss. Wer einmal mehr als 24 Stunden am Flughafen von Dubai verbracht hat, weil er oder sie seinen Anschluss nicht erreicht hat, weiß ein Lied davon zu singen.

Zur Sicherheit

Aber auch viele amerikanische Flughäfen weisen Tücken auf. Allen voran Washington. Hier wird man zwischen Flugzeug, Immigration (Passkontrolle) und Abflug-Terminal mit Bussen hin- und hergeführt, die zur Beschleunigung der Prozedur ein paar Meter in Millimeterarbeit hochgehoben und abgelassen werden. Eine nervenaufreibende Prozedur, die noch vom langsamsten Sicherheitspersonal der Welt getoppt wird. Man hat nicht das Gefühl, besser, sondern eben nur gemächlicher kontrolliert zu werden. Anschlussflüge unter drei Stunden Aufenthalt sind deshalb nicht zu empfehlen.

Auf kleineren Airports kann man ebenso im Stich gelassen werden. So etwa passiert in Lyon. Vier Stunden nach dem geplanten Abflug haben die Mitarbeiter des Flughafens aus Wien erfahren, dass die Maschine Wien gar nie verlassen hat. Für erfahrene Lyon-Vielflieger angeblich nicht das erste Mal.

Das Unangenehme ist, dass solche Situationen immer öfter passieren und man als berufsbedingter Vielflieger mittlerweile Flüge nach Möglichkeit zu vermeiden versucht. So spart nicht nur das Unternehmen Kosten, sondern auch der Mitarbeiter Nerven. Weniger fliegen tut dem Familienleben gut und hilft obendrein der Umwelt. Darüber wird sich nicht nur unser Umweltminister freuen.

Consultant's Corner

Traveling Circus

Adding up the 2008 travel forecasts, the NBTA forecast based on corporate travel buyers predicted increased costs and spending, no increase in frequency and top destinations such as India and China: No surprise there. Trip Advisors survey of individual traveler priorities, emphasized exotic destinations, concerns about cleanliness and opportunities for environmentally friendly travel as well as new market entrants. Finally, Bruce Haxton of *www.1-to1.com* reported corporations are using sabbaticals as retention tools, encouraging volunteer projects in Madagascar, Mozambique and Swaziland. Is it any wonder that the corporate travel buyer is a key position in creating significant cost avoidance. In 2007, European corporations began recruiting experienced US travel buyers. In exchange for salaries up to 250.000 dollar, housing, trips home, they expect a two year commitment and often cross functional responsibilities. Good travel buyers can create significant cost avoidance. Surveyed by NBTA, 24 percent of buyers indicated they would put restrictions on non-essential travel. Because collectively travel buyers manage 170 billion dollars of global business travel expenditures, smart companies don't cut this position but empower them to make decisions affecting those above them.
Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners

Special Innovation

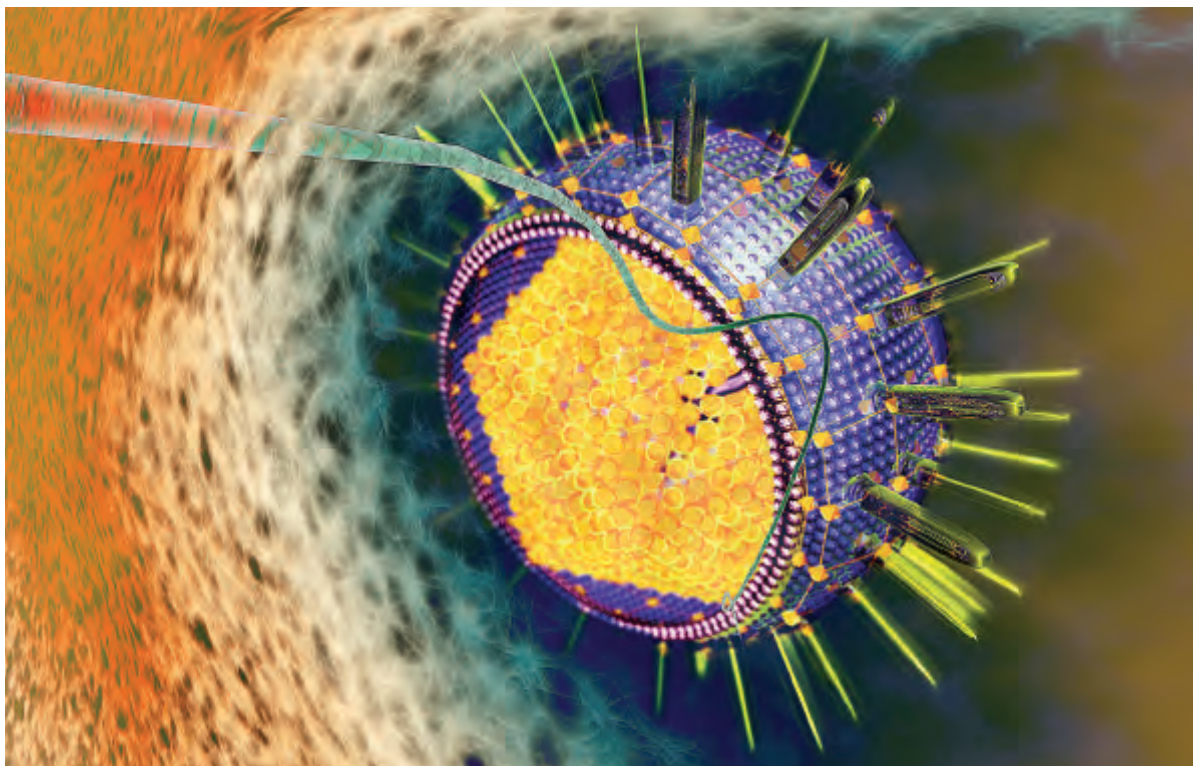
Eine Beilage des economy-Verlages

Krankheiten verstehen lernen

Mit Forschung auf höchstem Niveau soll Wien wieder zu einem wissenschaftlichen Zentrum Europas werden.

Gerhard Scholz

Josef Penninger ist ein glücklicher Mensch, denn sein Beruf ist ihm Berufung: „Für die Wissenschaft zu arbeiten ist für mich die schönste Aufgabe, die ich mir vorstellen kann." Josef Penninger leitet als wissenschaftlicher Direktor das Österreichische Institut für Molekulare Biotechnologie (IMBA). Das IMBA bildet das Flaggschiff mehrerer hochkarätiger Forschungsinstitute der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und wurde von dieser in Kooperation mit dem Pharma-Unternehmen Boehringer Ingelheim 1999 gegründet. 2002 wurde der aus Kanada zurückgekehrte Penninger, damals gerade mal 37 Jahre alt, mit der Gesamtverantwortung für alle Forschungsaktivitäten am Institut betraut.



Das internationale Forscher-Team des IMBA konnte entschlüsseln, welche molekularen Vorgänge das Vogelgrippevirus H5N1 (hier als Grafik) in der Lunge auslöst. Foto: IMP-IMBA Graphics Department

Grundlagenforschung

Das IMBA hat sich zum Ziel gesetzt, mithilfe von Modellorganismen und den neuesten Erkenntnissen der „Functional Genomics", also der funktionellen Genomforschung, grundlegende molekularbiologische Zusammenhänge hinsichtlich der Entstehung von Krankheiten zu erklären. Schwerpunktthemen sind die wesentlichen Plagen der heutigen Zeit in den industrialisierten Ländern: Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Autoimmun-Erkrankungen oder Krebs. Um diese Forschungsprojekte voranzutreiben und auf höchstes Niveau zu bringen, engagiert das IMBA mit Vorliebe junge, aufstrebende Wissenschaftler. Penninger erklärt dazu: „Ich vergleiche das gern mit dem Aufbau einer Fußballmannschaft: Entweder kaufe ich mit viel Geld arrivierte Spieler zusammen, das ist der Weg, den Chelsea London im Sport und Harvard in der Forschung gehen; oder ich mache es wie Ajax Amsterdam und fördere langfristig junge Talente, und das ist auch unser Zugang."

Penninger möchte am IMBA eine Arbeitsatmosphäre schaffen, in der hoch qualifizierte Wissenschaftler bestmögliche intellektuelle und finanzielle Unterstützung bekommen und modernste Infrastruktur zur Verfügung haben, um sich uneingeschränkt ihren Forschungsprojekten widmen zu können. „Nur absoluter Freiraum in der Forschungsrichtung und eine Organisation, die sich verpflichtet, die klügsten Köpfe zu fördern, garantieren die Umsetzung großartiger Ideen für die Humanmedizin der Zukunft", betont Penninger.

Multinationaler Standort

Um höchsten Forschungsstandard zu gewährleisten, hat das IMBA einen wissenschaftlichen Beirat aus internationalen Topwissenschaftlern eingerichtet. Den Vorsitz führt der Neurobiologe und Nobelpreisträger für Medizin Eric Kandel von der Columbia University in New York. Der Beirat tritt einmal im Jahr zusammen, um die Qualität und Signifikanz der Forschung aller IMBA-Wissenschaftler zu bewerten und Vorschläge für die weitere Ausrichtung zu diskutieren.

Die geopolitische Lage Wiens, wo das IMBA angesiedelt ist, birgt für Josef Penninger eine besondere Motivation: „Durch die Ostöffnung ist Wien wieder in das Zentrum Mitteleuropas gerückt. Wir verstehen diesen Platz als multinationalen Standort und wollen die Forschung dorthin bringen, wo sie in Wien schon einmal vor 100 Jahren war. Oder – um noch mal die Analogie zum Fußball aufzugreifen: Unser Ziel ist, das IMBA in der Champions League der Forschung zu etablieren."

www.imba.oeaw.ac.at

Josef Penninger: „Wenn wir verstehen, welche Rolle ein bestimmtes Gen bei einer Krankheit spielt, können daraus Maßnahmen sowohl für die Prävention als auch für die Behandlung abgeleitet werden", erklärt der wissenschaftliche Direktor des Österreichischen Instituts für Molekulare Biotechnologie (IMBA).

Forschen für die Medizin von morgen

economy: ***Was ist funktionelle Genomforschung?***

Josef Penninger: Vor wenigen Jahren wurde das menschliche Genom, das Erbgut, vollständig entschlüsselt. 99,9 Prozent davon sind bei allen Menschen gleich, 0,1 Prozent differieren. Wir untersuchen nun, ob in diesen unterschiedlichen Genen die Ursachen für bestimmte Erkrankungen festgelegt sind. Dazu verändern wir bestimmte Gene in Stammzellen und implantieren diese Kultur in Mäuseembryos. Wenn die Mäuse ausgewachsen sind, beobachten wir, welche funktionellen Auswirkungen das hat, also welche biologischen Funktionen sich aufgrund der Mutation verändert haben.

Und welche Erkenntnisse leiten Sie dann daraus ab?

Wir schaffen diese tierischen Krankheitsmodelle, wir nennen das „Disease Modelling", um grundlegende molekularbiologische Zusammenhänge bei der Entstehung von Krankheiten erklären zu können. Diese versuchen wir dann auf Modelle menschlicher Erkrankungen umzulegen. Wenn wir verstehen, welche Rolle ein bestimmtes Gen bei einer Krankheit spielt, können daraus Maßnahmen sowohl für die Prävention als auch für die Behandlung abgeleitet werden.

Zur Person

Josef Penninger ist wissenschaftlicher Direktor des IMBA. Foto: IMBA

Sie konzentrieren sich also ausschließlich auf die Grundlagenforschung?

Ja, wir versuchen, die molekularbiologischen Vorgänge sichtbar zu machen. Wissenschaftler an unserem Institut betreiben systematische Genanalyse und Stammzellforschung oder untersuchen Zellmobilität und RNA-Interferenz, also wie ein Gen abgeschaltet wird, damit sich die genetische Information nicht organisch manifestiert. Aber man sollte dabei nicht vergessen, dass gute Forschung immer für die Menschen und nicht für die Forscher gemacht wird.

Können Sie uns die funktionelle Genomforschung an einem konkreten Beispiel erläutern?

Verschiedene Infektionskrankheiten wie Vogelgrippe oder Sars führen häufig zum Tod durch akutes Lungenversagen, die sogenannte Schocklunge, bei der das Lungengewebe so stark geschädigt wird, dass die Überlebenschancen – auch bei intensivmedizinischer Versorgung – äußerst gering sind. Meine Forschungsgruppe am IMBA hat das Gen ACE2 als den essenziellen Rezeptor für Sars-Virus-Infektionen identifiziert. Und das können wir nun auf verschiedene Krankheitsverläufe, bei denen es zu Lungenversagen kommt, umlegen. Stark vereinfacht ausgedrückt: Gleichgültig welches Virus in den Körper kommt, also unabhängig von der auslösenden Ursache, versuchen wir, eine allgemein wirksame Therapie gegen die Schocklunge zu entwickeln, etwa durch Stabilisation von ACE2. *gesch*

ED_60-08_26_S.indd 26 03.06.2008 17:16:44 Uhr

Special Innovation

Medizinforscher aktiv vernetzen

Schon seit Jahren betreut das Tiroler Cemit Projekte im Bereich medizinische Forschung und Gesundheits-Informationstechnologie. Mit dem Start des Krebsforschungszentrums Oncotyrol beginnt eine neue Ära.

Gerhard Scholz

Jede Zeit hat ihre Leiden: Waren es früher Pest und Cholera, die epidemisch wüteten, so sterben die Menschen heute überwiegend an Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Krebs. Der Volkskrankheit Krebs will nun ein Großprojekt in Tirol den Kampf ansagen: In Oncotyrol soll die gesamte Krebsforschungsexpertise des Landes gebündelt werden. Dadurch sollen völlig neue Therapieansätze und Medikamente für die Behandlung von Leukämie-, Prostata- und Brustkrebs entwickelt werden.

Geballte Krebsforschung

Ursprünglich war das Projekt Oncotyrol als großes Kompetenzzentrum K2 konzipiert, ein 50 Mio. Euro schweres Center of Excellence, das der Bund pro Ausschreibung nur drei Mal vergibt. Doch dann wurden die Tiroler nur an die vierte Stelle gereiht, das Vorhaben drohte zu scheitern. Ein typisch österreichischer Kompromiss brachte die Rettung: Der Bund genehmigte eine abgespeckte Version als K1-Zentrum mit einem Forschungsbudget von 28,2 Mio. Euro für vier Jahre: 45 Prozent kommen von einem Konsortium aus Pharma-Industrie sowie Tiroler Klein- und Mittelbetrieben, und 55 Prozent werden von der öffentlichen Hand bereitgestellt.

Als absoluter Fortschritt dabei gilt, dass auch alle drei Tiroler Universitäten erstmals unter einem Projektdach zusammenarbeiten: Medizinische Uni Innsbruck, Ludwig-Franzens-Uni Innsbruck und die Privat-Uni Umit. Auf Basis seiner besonderen Konzeption soll Oncotyrol die gesamte Wertschöpfungskette von der Grundlagenforschung über die Bioinformatik bis zur Produkt- und Verfahrensentwicklung umfassen. Initiiert wurde das Projekt vom Tiroler Center of Excellence in Medicine and IT, kurz Cemit genannt.

Cemit entstand im April 2007 aus dem Zusammenschluss der 2002 gegründeten Kompetenzzentren Hitt (Health Information Technologies Tyrol) und KMT (Kompetenzzentrum Medizin Tirol). Daraus ergeben sich auch die thematischen Schwerpunkte der Arbeit von Cemit. Auf der einen Seite stehen Projekte im Bereich der Gesundheits-Informationstechnologie wie health@net, das den Aufbau eines dezentralen, hochsicheren Netzwerks für den Austausch medizinischer Daten betreibt, oder Elga, die elektronische Gesundheitsakte, die es Ärzten auf Basis der elektronischen Vernetzung von Krankenhäusern und Arztpraxen erlaubt, mit Einwilligung des Patienten dessen Befunde und Krankengeschichten einzusehen.

Auf der anderen Seite steht die medizinische Forschung mit den Schwerpunkten Bioanalytik, Zelltherapie und Implantattechnik. Ergänzt wird das breite Programm durch den neuen übergeordneten Schwerpunkt Bioinformatik und Systembiologie.

Darüber hinaus will sich Cemit in seinen Kernkompetenzen als internationaler Kooperationspartner einen Namen machen. So hat Cemit die Ent- und Abwicklung des im April 2008 gestarteten EU-Forschungsprojekts Tolerage übernommen, bei dem zehn Forschungspartner aus Österreich, der Schweiz und anderen EU-Ländern unter der Leitung der Med-Uni Innsbruck zusammenarbeiten. Insgesamt 10 Mio. Euro an Projektvolumen stehen für die nächsten vier Jahre zur Verfügung. Dabei soll untersucht werden, wie das Immunsystem gegen krankheitsauslösende Moleküle bis ins hohe Alter tolerant gemacht werden kann: Aus dieser Zielsetzung leitet sich auch das Akronym Tolerage ab.

www.cemit.at

Unter dem Dach des Center of Excellence in Medicine and IT, kurz Cemit, wird die Forschungskompetenz Tirols in den Bereichen Gesundheitswesen und Life Sciences gebündelt. Foto: Innovacell

Philipp Unterholzner: „Cemit ist in Tirol die treibende Kraft beim Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in marktfähige Produkte und Services. Ziel ist es, damit auch die Wettbewerbsfähigkeit des Wirtschaftsstandorts Tirol zu fördern und langfristig zu sichern."

Starker Life-Science-Standort Tirol

economy: ***Welche Rolle spielt Cemit in der aktuellen Tiroler Forschungslandschaft?***

Philipp Unterholzner: Wir definieren uns selbst mit dem Motto: Wir schaffen Freiraum für die Forschung. Wir sind die regionale Abwicklungsgesellschaft für Großforschungsprojekte im Bereich der Life Sciences – vom Gesundheitswesen über Medizininformatik, Bioinformatik bis hin zur Medizin selbst. Cemit initiiert und koordiniert Förderprogramme und Projekte; in der Folge übernehmen wir auch Projektentwicklung und -management.

Ist die Forschung eher grundlagen- oder mehr anwendungsorientiert?

Wir wickeln auch Grundlagenforschung ab, so betreuen wir zum Beispiel Projekte im Rahmen des österreichischen Genomforschungsprogramms. Aber in den meisten unserer Projekte wird industrielle Forschung und Entwicklung mit einer klaren Anwendungsintention betrieben; wir verstehen uns als eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Deshalb sind auch sehr viele Unternehmenspartner an Cemit-Projekten beteiligt, für die die wirtschaftliche Umsetzung der Forschungsergebnisse in innovative Lösungen für das Gesundheitswesen und die Life Sciences erklärtes Ziel ist. Der Struktur der Tiroler Wirtschaft entsprechend sind es vor allem auch kleine und mittlere Unternehmen, die sich einbringen.

Welchen Umfang hat Cemit von den Zahlen her gesehen?

Cemit steht für rund 400 Arbeitsplätze. Derzeit betreuen wir im Rahmen von 13 Großforschungs- und Verbundprogrammen 55 Einzelprojekte, die ein Forschungsvolumen von über 91 Mio. Euro umfassen. Dazu kommen demnächst noch 28 Mio. Euro durch das Krebsforschungsprojekt Oncotyrol dazu.

Welche Bedeutung hat Cemit für das Land Tirol?

Aufgrund der hier versammelten Expertise zählt Tirol zu den wesentlichen Life-Science-Regionen Österreichs. Neben Cast, dem Center for Academic Spin-offs Tyrol, und dem Projekt-Service-Büro ist Cemit in Tirol die treibende operative Kraft beim Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in marktfähige Produkte und Services. Ziel ist es, damit auch die Wettbewerbsfähigkeit des Wirtschaftsstandorts Tirol zu fördern und diese langfristig zu sichern.

Welche Vorteile bietet Tirol, und wo geht die Reise hin?

Tirol hat den wesentlichen Vorteil der kurzen Wege, man kann auch sagen der Kleinheit: Jeder kennt hier quasi jeden, es gibt eine starke wissenschaftliche Local Community. Auf der anderen Seite erfahren unsere Anstrengungen inhaltlich wie auch finanziell die Unterstützung durch die Politik, es gibt ein klares politisches Commitment für unsere Arbeit. Auf dieser Basis wollen wir Cemit als international vernetzten Kooperationspartner am Standort Tirol positionieren. *gesch*

Zur Person

Philipp Unterholzner ist Geschäftsführer von Cemit. Foto: CEMIT

Special Innovation

Kampf um die besten Köpfe

Neue Wege: Im Softwarepark Hagenberg will man künftig verstärkt Informatik-Studenten aus aller Welt ansprechen.

Sonja Gerstl

Hightech-Unternehmen leiden unter dem ausgetrockneten Arbeitsmarkt der hoch qualifizierten Techniker. Besonders extrem ist die Situation im Bereich Informatik, schließlich stellt Software eine Schlüsseltechnologie quer durch alle Sektoren dar. Im Softwarepark Hagenberg hat dessen Gründer und Leiter Bruno Buchberger für diese Herausforderung ein ganz spezielles Maßnahmenpaket geschnürt: Man wird verstärkt in den internationalen „Brain Gain" investieren, also in den globalen Wettbewerb um die besten Köpfe in Forschung und Technologie.

Internationalisierung

„Aufgrund der sinkenden Bevölkerungszahlen bei uns ist es unmöglich, in Österreich genügend eigenen hoch qualifizierten Nachwuchs auszubilden, der für die wirtschaftliche Entwicklung so dringend nötig ist", erklärt Buchberger. Zuzug von Spitzenkräften aus dem Ausland sei daher seiner Meinung nach unumgänglich. Mit ISI, der Hagenberg International School for Informatics, einem akademischen Lehrgang der Johannes Kepler Universität Linz in Kooperation mit der Fachhochschule Oberösterreich, spricht man Informatik-Studenten aus aller Welt an, die bereits eine Grundausbildung in ihrem Heimatland absolviert haben und nun in Hagenberg einen Master-Grad erwerben wollen. Für das zweite Studienjahr ab Herbst 2008 liegen bereits mehr als 30 Registrierungen vor. Jedem Studierenden wird ein industrieller Sponsor beigestellt, der die Studien- und Aufenthaltskosten für ein Jahr übernimmt und im Gegenzug das Thema der Master-Arbeit mitbestimmt. Im Idealfall findet der Studierende nach Abschluss des Studiums in Hagenberg einen Job – nämlich als Mitarbeiter in einer der mehr als 40 Firmen im Softwarepark oder sogar als Gründer eines neuen Unternehmens.

Der Softwarepark Hagenberg geht in die internationale Offensive. Die besten Köpfe aus Forschung und Technologie sollen nach Oberösterreich geholt werden. Foto: Softwarepark Hagenberg

Impulse schaffen

International Incubator Hagenberg (IIH) stellt das zweite Standbein in Sachen Brain Gain dar. Ziel dieses in Österreich neuartigen Incubator-Programms ist es, Firmengründungen von ausländischen Unternehmern im Softwarepark Hagenberg zu unterstützen, um damit neue Impulse für die regionale und die österreichische IT-Landschaft zu schaffen.

Das Konzept des IIH sieht vor, einen weltweiten Wettbewerb von Businessplänen auszuschreiben. Die Einreichungen werden von einer Experten-Jury evaluiert, die besten Geschäftsideen mit Unterstützung eines Mix aus privaten und öffentlichen Förderungen umgesetzt. Buchberger ist jedenfalls zuversichtlich: „Der Softwarepark mit seinen vielfältigen Einrichtungen und Strukturen ist ein idealer Nährboden für dieses Vorhaben mit dem Ziel einer nachhaltigen Wertschöpfung im Bereich der Hochtechnologie."

Expansiv

Der Softwarepark Hagenberg avancierte in rund 20 Jahren zum führenden Technologiepark Österreichs auf dem Gebiet der Informatik und Software-Technologie. Kennzeichnend ist die enge Vernetzung von Grundlagenforschung, angewandter Forschung, Ausbildung und wirtschaftlicher Anwendung, die in acht Forschungs- und Universitätsinstituten, einer großen Anzahl von akademischen Ausbildungsprogrammen und über 40 Unternehmen täglich gelebt wird – von über 1000 Mitarbeitern und 1300 Studenten. Weitere Expansionsschritte, vor allem im Firmenbereich, in der internationalen Ausbildung und beim Gründerinstitut Risc, sind im Gange. Zu den bisherigen Investitionen von circa 100 Mio. Euro werden in den nächsten fünf Jahren zusätzlich ungefähr 50 Mio. Euro in den Ausbau des Softwareparks investiert. Die vier Hauptpartner des Softwareparks sind das Land Oberösterreich, die Johannes Kepler Universität Linz, die Gemeinde Hagenberg und die Raiffeisenlandesbank OÖ.

Innovative Forschung als solide Basis

20 Jahre Risc und Hagenberg Research: geballte Kompetenz hinsichtlich Software mit praktischem Nutzen.

Am 6. Juni feiert Risc, das Research Institute for Symbolic Computation, ein Institut der Johannes Kepler Universität Linz, sein 20-jähriges Bestehen. Risc wurde 1987 gegründet und zog zwei Jahre danach in das renovierte Schloss Hagenberg ein. Das war gleichzeitig auch die Initialzündung für den Softwarepark Hagenberg, denn Bruno Buchberger, der Gründer und damalige Institutsvorstand des Risc, konzipierte und initiierte auch diesen Technologiepark, in dem Forschung, Lehre und wirtschaftliche Anwendung in einer Spirale der Innovation vielfache Synergieeffekte entwickeln sollten.

Buchberger ist nach wie vor als international anerkannter Forscher im Bereich des „symbolischen Rechnens" – einer Schnittstelle von Mathematik und Informatik – aktiv. Demnächst wird ihm der „Kanellakis-Preis für Theorie und Praxis" der US-amerikanischen Computergesellschaft ACM verliehen. Franz Winkler, seit 1999 Vorstand des Risc: „Risc wird räumlich und personell stark ausgebaut, das Schloss wird um Büroflächen und ein Seminarzentrum erweitert. Somit können wir in Zukunft unsere international ausgerichtete Kongresstätigkeit auf hohem Niveau weiterverfolgen." So etwa werden im „Risc Summer 2008", einer Serie von neun internationalen Kongressen, im Juni dieses Jahres etwa 1000 Wissenschaftler aus aller Welt aktuelle Forschungsthemen des symbolischen Rechnens diskutieren.

Künftig erfolgt der gemeinsame Auftritt der Forschungsinstitute unter dem Namen „Hagenberg Research". Foto: Bilderbox.com

Kraft der Forschung

Risc ist nur eine von insgesamt acht Forschungseinrichtungen im Softwarepark Hagenberg, die sich mit verschiedenen Aspekten der Informatik befassen, von Grundlagenthemen bis zur Entwicklung von industriellen Prototypen. Unter den Instituten sind drei weitere Universitätsinstitute: das Software Competence Center Hagenberg sowie die F&E GmbH der FH Oberösterreich und die Risc Software GmbH, eine Gründung des Risc-Uni-Institutes.

Um den Forschungsstandort Hagenberg verstärkt in den Köpfen der Entscheidungsträger an den Universitäten, in Wirtschaft und Politik und bei den Fördergebern zu verankern, wird man in Zukunft gemeinsam unter dem Namen „Hagenberg Research" auftreten. Im Herbst 2008 wird es den ersten „Hagenberg Research Day" geben, der die vielfältigen Forschungskompetenzen in synergetischer Ergänzung sichtbar machen wird. Ganz nach dem Motto: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile." *sog*

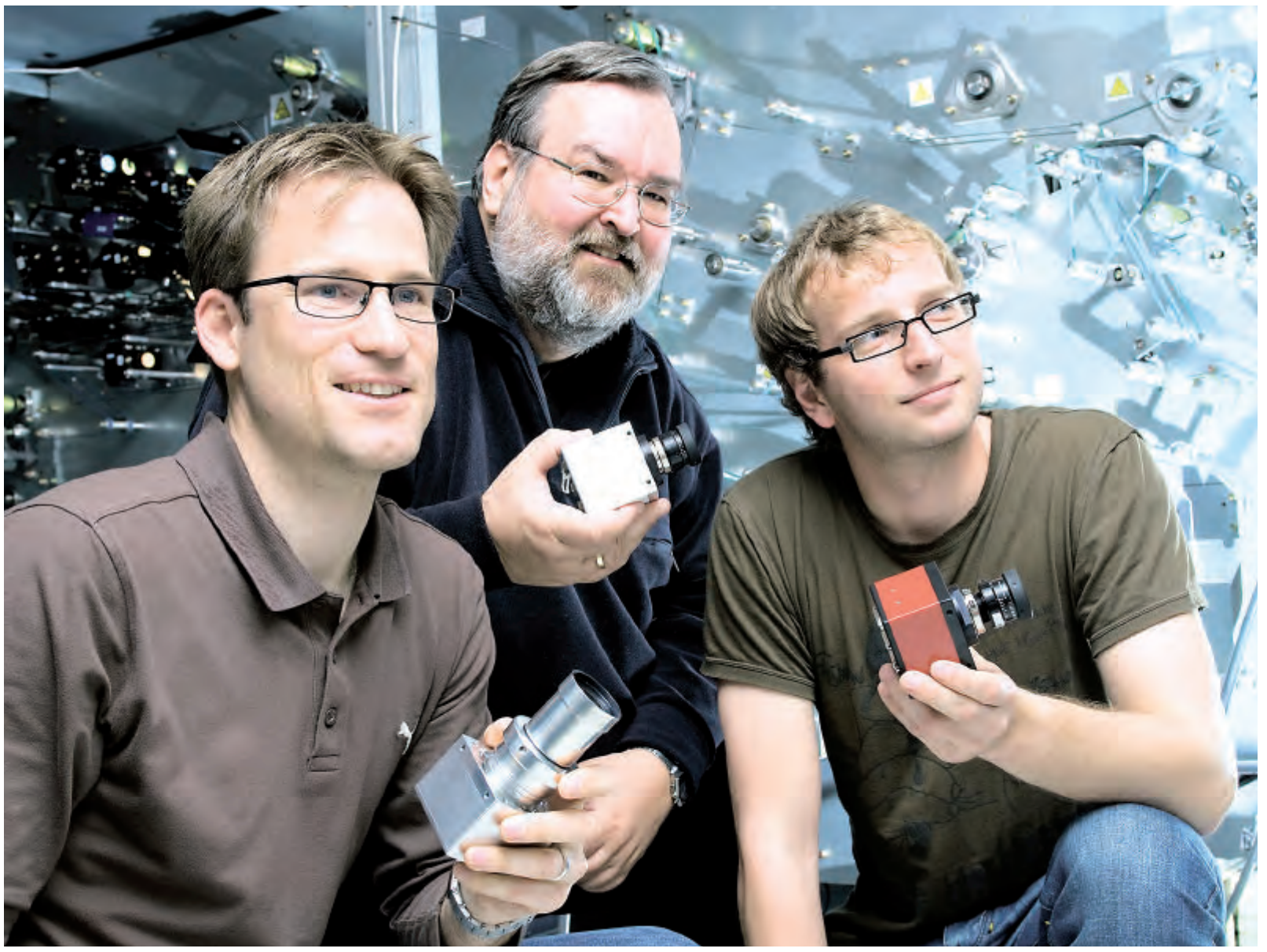
www.softwarepark-hagenberg.com

Special Innovation

Sehen, was es zu sehen gibt

Lernfähige Systeme in der Bildbearbeitung sorgen dafür, dass Wissen als Erfahrung im Analysesystem für künftige Bildanalysen gespeichert wird. So lernt das „Computerauge“, nach und nach die Welt mit anderen Augen zu sehen. Was mittlerweile technisch machbar ist, dokumentiert anschaulich die Hightech-Arbeit von Smart Systems.

Sonja Gerstl



Smart-Systems-Profis unter sich: Johannes Fürtler, Konrad Mayer (Leiter des Geschäftsfeldes Hochleistungsbildverarbeitung bei Smart Systems) und Raffael Binder präsentieren den Hightech-Output zum Thema Bildverarbeitung. Foto: Wolfgang Müllner/smart systems

Für ein Computerauge sind Bilder zunächst nur eine Ansammlung von Pixeln. Erst mithilfe von Grafik- und Bildbearbeitungsprogrammen wird diesem Sammelsurium an Einzelinformationen eine Struktur gegeben. Durch die Definition von Kanten, Farbflächen und Texturen gelingt eine Verknüpfung einzelner Bildpunkte zu sogenannten Bildbereichen. So wird eine wichtige Voraussetzung geschaffen, dass ein Computer die gesehenen Strukturen mit seiner Datenbank mit programmierten „Erfahrungen“ vergleichen kann. Was damit technisch heute machbar ist, zeigen anspruchsvolle Anwendungen wie etwa die automatische Qualitätsinspektion beim Druck von Banknoten oder aber im Krankenhaus die computergestützte Suche nach erkranktem Gewebe.

Doch nicht immer ist es sinnvoll, einem Computersystem möglichst umfassende Bildinformationen zur Verfügung zu stellen. Beim Einsatz von Computer-Vision zur Überwachung des Verkehrs oder öffentlicher Räume würde ein Zuviel an erfasster Information das System eher blockieren. Deshalb werden neue Techniken eingesetzt, die bereits in der Kamera eine Vorauswahl treffen.

Selektive Wahrnehmung

Das Computerauge „sieht“ Abweichungen hinsichtlich Form, Farbe und Struktur eindeutig besser und gleichzeitig auch schneller, als es eine optische Kontrolle durch den Menschen je könnte. Das „Sehvermögen“ des Computers besteht aus drei Komponenten: einer Kamera oder einem Sensor zur optischen Erfassung des Prüfobjekts, der Recheneinheit und den darauf laufenden Software-Programmen zur Analyse der aufgenommenen Daten. Dennoch werden Praxislösungen für das maschinelle Sehen in der Regel als komplettes System konzipiert, da die Qualität der Ergebnisse vor allem davon abhängig ist, dass alle beteiligten Hard- und Software-Bestandteile bestmöglich aufeinander abgestimmt sind. „Sinnvoll einsetzbar für die Qualitätsinspektion im laufenden Produktionsprozess sind Computer-Vision-Systeme nur dann, wenn sie die beiden Kriterien Zuverlässigkeit und Geschwindigkeit gleichermaßen erfüllen“, erklärt Raffael Binder, Produktmanager bei Smart Systems im Bereich Hochleistungsbildverarbeitung.

Systeme, die wegen einer langsamen Hardware einen möglichen Fehler in der Produktion erst im Nachhinein feststellen können, sind ebenso unbrauchbar wie eine Kombination aus Hochgeschwindigkeitskamera und einer unzureichenden Bildverarbeitung. Denn: Was nützt ein schnelles Auge, wenn die Software erst „überlegen“ muss, ob das Gesehene den Vorgaben entspricht oder nicht? Alle Teilsysteme müssen also auf gleich hohem Niveau arbeiten. Vergleicht man die Überlegenheit der Kamera-Software-Systeme mit dem Zusammenspiel von Augen und Gehirn beim Menschen, wird allerdings schnell klar, dass der Technik nach heutigen Maßstäben noch klare Grenzen gesetzt sind.

Die elektronischen Systeme sind darauf angewiesen, dass der Aufgabenbereich für die Bildanalyse möglichst eng gesteckt und klar definiert ist. Nur so können gute Ergebnisse erreicht werden. Um aber den Gesamtzusammenhang beispielsweise bei der Auswertung von Videos, die Ausschnitte des alltäglichen Lebens in einer Stadt zeigen, authentisch zu interpretieren, ist weit mehr „Hintergrundwissen“ notwendig, als die vorhandenen Algorithmen zur Bestimmung von Bildinhalten errechnen zu können.

Zu entscheiden, ob sich zwei Menschen freundschaftlich umarmen oder miteinander kämpfen, ist nur mithilfe von Kontextwissen möglich, das ausschließlich Menschen anwenden können. Für eine Maschine wird es auch in den nächsten Jahren kaum möglich sein, solche Ereignisse eindeutig und richtig zu bewerten. Eine automatisierte Videoüberwachung eines Bahnhofs, um etwa Anzeichen einer aufkommenden Rangelei zwischen Fans gegnerischer Sportvereine zu finden, ist also nur sinnvoll, wenn nicht auch eine innige Verabschiedung auf den Bahnsteigen einen Fehlalarm auslösen kann.

Erfassung mittels Sensoren

Praxistaugliche Lösungen für den Einsatz des maschinellen Sehens in natürlicher Umgebung versuchen sich daher erst gar nicht an einer generalistischen Objekterkennung. Stattdessen werden hoch spezialisierte Systeme entwickelt, die sich bei der Datenerfassung wie der Bildauswertung auf einen eng begrenzten Ausschnitt beschränken, dafür aber zuverlässige Ergebnisse liefern.

Für die Beobachtung des Verkehrsflusses auf einer Kreuzung, um eine Ampel intelligent zu schalten, oder von vermehrten Personenströmen in einer U-Bahnstation, um kurzfristig die Zugintervalle zu erhöhen, werden deshalb keine hochauflösenden Farbkameras eingesetzt. Diese würden zwar hochwertige Beobachtungsdaten liefern, eine verlässliche Auswertung des Gesehenen in Echtzeit wäre technisch aber kaum umsetzbar. Zum Einsatz kommen daher Sensoren zur Bilderfassung, die weit weniger Informationen liefern, als mit der heutigen Kameratechnik möglich wäre.

Um einen Stau zu erkennen oder für die Personenzählung, sind Details wie die Gesichter der Passanten oder die Ziffern auf den Nummernschildern der Fahrzeuge nicht wirklich notwendig. Da statt detaillierter Informationen zu den Passanten lediglich unscharfe Silhouetten erfasst werden, ist ein Missbrauch der Daten von vornherein ausgeschlossen. Zum Einsatz kommt diese Technologie in der Zwischenzeit auf nationaler und internationaler Ebene.

www.smart-systems.at

Info

● **Smart Systems.** Smart Systems ist eine Division der Austrian Research Centers GmbH – ARC Gruppe. Mit 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an den beiden heimischen Standorten Tech Gate Vienna und Seibersdorf schafft der Bereich Smart Systems innovative und praktische Lösungen für die internationale Wirtschaft.

Special Innovation

Josef Thoma: „Das alte Lieferant-Kunde-Verhältnis ist vollkommen transformiert. Wir sind nicht mehr nur Hardware-Lieferant, sondern haben eine stärker beratende Funktion, bekommen mehr Verantwortung übertragen“, erklärt der Business-Manager von Alcatel-Lucent Enterprise.

Zeiten der Veränderung

Gerhard Scholz

economy: ***Können wir zuerst eine Begriffsklärung vornehmen: Was verstehen Sie unter Service-Transformation?***

Josef Thoma: Vor langer Zeit haben wir Hardware, also in unserem Fall Telefonanlagen, verkauft. Wir haben sie installiert und an den Kunden übergeben. Natürlich haben wir auch für die Instandhaltung gesorgt, aber das war’s im Wesentlichen. Im Laufe der Zeit haben wir immer mehr zusätzliche Services, also Dienstleistungen, erbracht: vom Upgrading auf neue Software-Features bis zum kompletten Outsourcing von IKT-Diensten *(Informations- und Kommunikationstechnologie, Anm. d. Red.)* wie etwa in externe Callcenter. Doch die allgemeine Transformation, also Veränderung, der Geschäftswelt erfordert auch eine Transformation der Erbringung von Dienstleistungen.

Was war in Ihrem Bereich – in der IKT – die gravierendste Veränderung?

Zweifellos die Entwicklung des Internets. IP-Telefonie war auf einmal ein hochaktuelles Thema: Jeder wollte plötzlich die Telefondienste über das Internet-Protocol leiten, ein Netzwerkprotokoll, das die Grundlage des Internets bildet. Aber das IP war in erster Linie für den Transfer großer Datenmengen und nicht für Sprachdienste ausgelegt. Dabei wird die Datenmenge in kleine Pakete zerlegt, die über ganz unterschiedliche Wege zum Empfänger reisen, wo sie anschließend wieder zusammengesetzt werden. Kleine zeitliche Verzögerungen spielen dabei keine große Rolle, bereiten aber bei der Sprachübertragung, die in Echtzeit funktionieren muss, große Probleme.

IP-Telefonie bietet aber eine Reihe essenzieller Vorteile.

Natürlich. Ich kann ein einziges Netz für Daten- und Sprachdienste nutzen. Auf Basis des IP kann ich diverse Applikationen wie SAP, CRM und Kollaboration mit der Telefonie verknüpfen. Und was vor allem für große Unternehmen mit – auch international – verteilten Standorten sehr spannend ist: IP erlaubt diesen Unternehmen, Funktionalitäten und Organisationsstrukturen zu dezentralisieren. Die geografische Lage ist unerheblich geworden; es spielt keine Rolle, wo wie viele Server stehen, weil sie alle miteinander vernetzt sind.

Kommen wir noch einmal auf die Service-Transformation, die Veränderung der Dienstleistungen, zurück.

Nun, die Migration der Sprachdienste auf IP ist nach wie vor ein Thema von wachsender Bedeutung. Nur haben die Unternehmen jetzt erkannt, dass das nicht so einfach über die Bühne geht, weil damit ein enormer Komplexitätssprung verbunden ist. Wir haben es ja meist mit einer bestehenden Infrastruktur verschiedener Hersteller zu tun, und da stellen sich eine Menge Fragen: Ist das vorhandene Equipment VoIP-fähig? Passen dann die unterschiedlichen Router und Switches noch, oder muss ich die tauschen? Dem Kunden ist herzlich egal, wie das technisch aussieht, er will eine bestimmte Funktionalität, ja vielleicht sogar eine noch bessere als vorher.

Und diese veränderten Anforderungen definieren nun Ihre neue Service-Rolle.

Sie sagen es richtig, unsere Rolle hat sich massiv verändert. Das alte Lieferant-Kunde-Verhältnis ist völlig überholt, oder um es so auszudrücken: vollkommen transformiert. Wir müssen das Geschäft des Kunden besser verstehen, wir sind tiefer in dessen Abläufe eingebunden, sind gleichsam mit ihm verschränkt. Wir sind nicht mehr nur Hardware-Lieferant, sondern haben eine stärker beratende Funktion, bekommen mehr Verantwortung übertragen. Doch dieser Verantwortung müssen wir auch gerecht werden; wir müssen einen eigenaktiven Ansatz wählen, müssen auf Entwicklungen aufmerksam machen, Ideen einbringen und Vorschläge unterbreiten, was zu planen und zu tun ist.

Bringt diese Service-Transformation für Ihr Unternehmen auch Vorteile?

Dadurch, dass wir uns so gezielt den Bedürfnissen der Kunden anpassen und mit ihren Geschäftsveränderungen mitgehen, sind wir natürlich nicht so einfach austauschbar. Zum Zweiten lukrieren wir dadurch auch einen höheren Wert. Vor allem Großkunden wie Konzerne wollen funktionierende Systeme, ohne sich darum kümmern zu müssen. Wir vereinbaren Service-Level-Agreements; das bedeutet für den Kunden klare Fixkosten, die er optimal planen kann. Und nicht zuletzt sind unsere Ansprechpartner jetzt nicht mehr die Sparten-Manager, sondern die Geschäftsführer, denn wir können ihnen auch Feedback für unternehmerische Entscheidungen geben.

Wie zum Beispiel?

Ich greife nur einmal einen kleinen Punkt heraus. Wir verstehen Kommunikation als eine Form von Logistik, als eine Kunst des richtigen Mitteleinsatzes. Und in allen unseren Anlagen gibt es ein Statistik-Tool, das leider viel zu oft vernachlässigt wird. Auf Basis der Auswertung der Telefonie können wir zeigen, wer wann welche Dinge wirklich in Anspruch nimmt. Und damit können wir zeigen, ob die von einem Unternehmen eingesetzten Mittel deckungsgleich mit den gewünschten organisatorischen Abläufen sind oder ob hier nachjustiert werden muss.

Sie wollten noch ein Wort zum Thema „Funktionalität“ sagen.

Ja, denn das scheint mir auch eine Art kultureller Transformation zu sein, mit der wir zu tun haben. In Europa haben wir es die längste Zeit so praktiziert, dass wir Dinge gekauft haben, um sie zu besitzen und zu betreiben. Die Amerikaner dagegen wollen Funktionalität. Ob ein Auto nun gemietet oder geleast ist, ist egal. Hauptsache, man kann damit von A nach B fahren. Ich denke, dass wir in Europa dieses Funktionalitätsdenken nun langsam übernehmen, und damit wird sich auch in unserem Wirtschaftsleben noch einiges verändern.

www.alcatel-lucent.at

Zur Person

Josef Thoma, Business Manager Applications für CEE, Alcatel-Lucent Enterprise. Foto: Alcatel-Lucent

So wie sich die Wirtschaft ständig verändert, verändern sich auch ihre Teilnehmer und deren Beziehungen: Aus Lieferanten werden Dienstleister, aus Dienstleistern werden Berater – das ist im Kern das Wesen der Service-Transformation. Foto: Stockxpert.com

Special Innovation

Johannes Bischof: „Büromitarbeiter wenden im Durchschnitt 50 bis 60 Prozent ihrer Arbeitszeit für die Suche nach bestimmten Informationen auf. Und ein Manager vergeudet ganze vier Wochen pro Jahr mit dem Warten auf benötigte Dokumente“, erklärt der Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Austria.

Ausweg aus dem Irrgarten

Gerhard Scholz

economy: ***Muss man über elektronisches Dokumenten-Management überhaupt noch viel sagen?***

Johannes Bischof: Das Thema ist noch lange nicht durch. Es ist längst nicht allen Unternehmen klar, was das für ihre Produktivität bedeutet. Aus verschiedenen Studien wissen wir, dass Büromitarbeiter im Durchschnitt 50 bis 60 Prozent ihrer Arbeitszeit für die Suche nach bestimmten Informationen aufwenden. Und ein Manager vergeudet ganze vier Wochen pro Jahr mit dem Warten auf benötigte Dokumente.

Was erwarten Unternehmen von professionellem Dokumenten-Management?

Zur Person

Johannes Bischof ist Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Austria. Foto: Konica Minolta

Auch da geben uns zahlreiche Befragungen eine klare Antwort. 84 Prozent erwarten sich eine einfachere und schnellere Suche nach Informationen und Dokumenten und damit eine Reduktion des Arbeitsaufwands. 61 Prozent wollen durch die bessere Verfügbarkeit der Dokumente ihre Geschäftsprozesse beschleunigen und ihre Teamarbeit optimieren. Und natürlich ist auch die Ersparnis bei den Druck- und Papierkosten ein wichtiges Thema, das 59 Prozent ansprechen.

Wie kann ein Unternehmen seinen tatsächlichen Bedarf feststellen?

Dafür haben wir mit dem iDOC ein eigenes System entwickelt, mit dem wir jedes Unternehmen und jede Unternehmensgröße vor der eigentlichen Systemeinführung genau analysieren und ein maßgeschneidertes Dokumenten-Management erarbeiten können. In der Analyse wird unter anderem festgestellt, wie lange Dokumente bearbeitet werden, welche Stationen sie durchlaufen und ob es exakte Workflows für bestimmte Dokumente wie zum Beispiel Rechnungen gibt respektive wie solche noch optimiert werden können.

Und wie gewinnen Ihre Kunden Überblick über die Kosten?

Das geht Schritt für Schritt und ist einfach überschaubar.

Wer sein halbes Berufsleben im Labyrinth unzähliger Aktenordner verbracht hat, wird mit elektronischem Dokumenten-Management rasch einen klaren Durchblick gewinnen. Foto: Bilderbox.com

Das Erstgespräch ist immer kostenlos. Dabei informieren wir über die Vorteile des iDOC-Konzeptes und beantworten alle auftauchenden Fragen. Auf Wunsch erstellen wir dann eine exakte Ist-Analyse, deren Ergebnis wir dem Kunden präsentieren. Wenn es dann eine definitive Entscheidung gibt, erarbeiten wir einen konkreten Maßnahmenplan. Der genaue Leistungsumfang des Projektes wird dabei natürlich immer vom Kunden festgelegt.

Und wie ist bei iDOC das Dokumenten- mit dem Output-Management verknüpft?

Genau diese Verknüpfung ist für viele Unternehmen ein wichtiger Punkt: Die Dokumente müssen ja auch für den elektronischen Versand oder einen späteren Ausdruck zur Verfügung gestellt werden. Da kommt die klassische Stärke von Konica Minolta, das Output-Management, ins Spiel: Dieses Angebot einer Verbindung zur Druckbeziehungsweise Multifunktionsinfrastruktur unterscheidet Konica Minolta deutlich von reinen Software-Anbietern. Die perfekt abgestimmte Lösung wird nur dadurch möglich, dass Hard- und Software aus einer Hand kommen.

www.konicaminolta.at

Für die Feuerwehr im Einsatz

Was Feuerwehruniformen mit professionellem Dokumenten-Management zu tun haben.

Es gibt nichts Schöneres für ein Unternehmen, als Marktführer in seiner Sparte zu sein. Genau das ist Pfeifer Bekleidung, ein Familienunternehmen im steirischen Leibnitz mit rund 55 Mitarbeitern. Mit einem Marktanteil von 63 Prozent ist Pfeifer führender Hersteller von Feuerwehrbekleidung in Österreich und exportiert zudem nach Kroatien, Slowenien, Griechenland und in den Libanon.

Die Besonderheit dieses Geschäfts liegt in der unglaublichen Vielschichtigkeit der zu verarbeitenden Detailinformationen. Über 5000 Feuerwehren sind Kunden von Pfeifer. Jede davon hat zwischen 40 und 100 Feuerwehrmännern – und jeder Einzelne ist ein Unikat, das sich durch diverse Parameter vom jeweils anderen unterscheidet: individuelle Uniformgröße, eventuelle Sonderanfertigungswünsche, unterschiedliche Dienstgrade, nach Feuerwache individualisierte Sicherheitsmerkmale, personalisierte Aufnäher oder auf der Uniform angebrachte Ortsnamen. Diese Vielfalt an Informationen erzeugt eine enorme Komplexität bei der Verwaltung der Daten.

Steigende Datenflut

„Die traditionelle Datenverwaltung mittels Aktenordner erschien uns aufgrund der immer weiter steigenden Datenflut nicht mehr zeitgemäß“, berichtet Unternehmensgründer und Geschäftsführer Gerhard Pfeifer. „Mit dem Dokumenten-Management-System von Konica Minolta haben wir eine Lösung gefunden, die auf unsere Bedürfnisse individualisierbar war und die sich vor allem mit unserem Warenwirtschaftssystem ideal ergänzt“, fährt Pfeifer fort. „Es ist uns gelungen, die Abläufe bei Verkauf und Produktion zu beschleunigen und effizienter zu gestalten. Wir produzieren jetzt schneller und mit einem deutlichen Kostenvorteil. Durch die Integration der Lösung in unser Warenwirtschaftssystem konnte dieser Produktivitätssprung noch weiter gesteigert werden.“ Das Warenwirtschaftssystem ist das zentrale Arbeitssystem für jeden Verwaltungsmitarbeiter von Pfeifer. Ruft ein Kunde an, wird er von der Telefonanlage automatisch identifiziert. Egal welcher Pfeifer-Mitarbeiter abhebt, er sieht auf seinem Bildschirm alle Angebote und Bestellvorgänge, Belege und Rechnungen des Kunden sowie die vollständige Kundenkorrespondenz. Er ist sofort in der Lage, dem Kunden bestmöglich weiterzuhelfen.

Für mehrere 100.000 unterschiedliche Feuerwehruniformen müssen Ausstattungsdetails verwaltet werden. Foto: Bilderbox.com

Auch die mobilen Außendienstmitarbeiter können sich über Laptop und eine Breitband-Internetverbindung in das Dokumenten-Management-System der Firmenzentrale einklinken. Damit ist die Kundenbetreuung jetzt genauso schnell wie die Feuerwehr selbst. *gesch*

Special Innovation

Den Wissensdurst stillen

Medienbeobachtung und Trendanalysen stellen Informationen in einen Kontext und schaffen so neues Wissen.

Gerhard Scholz

„Wir ertrinken in Informationen, aber wir dürsten nach Wissen.“ Diesen Ausspruch des amerikanischen Zukunftsforschers John Naisbitt hat sich APA-DeFacto zu Herzen genommen und sich die Stillung des Wissensdurstes durch professionelle Medienbeobachtung zum Geschäft gemacht.

Zu diesem Zweck hat APA-DeFacto im Internet eine virtuelle Wissenswelt aufgebaut – eine Online-Plattform für persönliches Wissensmanagement. In der heutigen vernetzten Welt ist jedes Unternehmen in ein weites Wirkungsnetz eingebunden. Darin sind Kunden, Lieferanten, Mitarbeiter, Mitbewerber, Medien und eine Reihe anderer Faktoren am Werk, die die eigene Performance auf dem Markt beeinflussen. Die DeFacto-Wissenswelt ermöglicht ihren Benutzern, Informationen, die für das eigene Unternehmen von Bedeutung sind, zu einem breiteren Umfeld in Beziehung zu setzen und so neues Wissen zu schaffen.

Die Grundlage dafür bildet die größte Mediendatenbank im deutschsprachigen Raum, die von APA-DeFacto selbst betrieben wird. Über die DeFacto-Suchmaschine greift der berechtigte Benutzer auf diese Datenbank zu, die derzeit rund 80 Mio. Dokumente aus mehr als 170 Quellen enthält: Erfasst werden sämtliche österreichischen Tageszeitungen, die wichtigsten internationalen Medien, Zeitschriften, Magazine, Fach-, ORF- und Firmendatenbanken sowie APA-Bild- und Grafikdaten.

Waltraud Wiedermann, Geschäftsführerin von APA-DeFacto, beschreibt, wie’s geht: „Modernste Recherche-Tools ermöglichen es, schnell und bequem durch die Datenmenge zu navigieren und punktgenau die gesuchte Information zu finden. Das Ganze funktioniert ohne Grundgebühr. Bezahlt wird nur, wenn man einen Artikel oder eine Pressemeldung dann auch tatsächlich abruft. Über das persönliche Benutzerkonto hat man laufend Einblick in die aktuellen Kosten.“

Wer einer permanenten Reizüberflutung ausgesetzt ist, muss aus der Fülle an aktuellen medialen Informationen die für den eigenen Bedarf wichtigen und wesentlichen herausfiltern. Foto: APA/epa

Suchfunktionen

Doch nicht nur eigenaktiv kann der Benutzer suchen, es gibt auch eine Reihe von automatisierten Suchfunktionen, die das Wissensleben erleichtern. So informiert beispielsweise ein News-Agent automatisch über Artikel, die zu einem definierten Suchbegriff neu in der Datenbank eingelangt sind. Wer es noch einfacher haben will, lässt suchen: In diesem Fall filtert APA-DeFacto selbsttätig die für den Auftraggeber relevanten Meldungen aus dem medialen Tagesgeschehen und liefert die Treffer als Online-Pressespiegel – entweder alle 24 Stunden oder bei Bedarf auch laufend. Durch den Zugriff auf das DeFacto-Medienarchiv kann diese Funktion noch um einiges erweitert werden.

Trendanalysen

Der dritte und jüngste Bereich der DeFacto-Wissenswelt – neben Selbstsuchen und Suchenlassen – betritt neues Terrain und bedeutet für viele DeFacto-Kunden, wie Waltraud Wiedermann es ausdrückt, einen ersten Schritt auf den Kontinent der Medienanalysen.

„Medien spiegeln in ihrer Berichterstattung aktuelle Trends wider. Die Intensität von Themen, sprich: die Anzahl an Meldungen zu bestimmten Themen, lässt erkennen, welche Trends das mediale Gesamtgeschehen bestimmen und öffentlichkeitswirksam sind“, konstatiert Wiedermann.

In standardisierten Auswertungen werden branchenrelevante Themen mit Zielgruppenmedien verknüpft. Als Resultat erhält man Trendanalysen, die einen Überblick über die aktuellen Inhalte geben, die eine Branche gerade medial bestimmen. Die Ergebnisse dieser Analysen werden in übersichtlichen Charts zusammengefasst und visualisiert, sodass sich der Kunde auf einen Blick ein Bild vom Mediengeschehen machen kann.

Die Online-Plattform der DeFacto-Wissenswelt eröffnet einen uneingeschränkten Zugang zu den unzähligen Informationen der heimischen und internationalen Medienlandschaft. In dieser Welt bestimmen die Reisenden, ob sie selber fahren oder ob sie sich chauffieren lassen. Auf jeden Fall werden sie von ihren Reisen eine Menge neuer Eindrücke und Erfahrungen nach Hause mitbringen.

www.apa-defacto.at

Zur Person

Waltraud Wiedermann ist Geschäftsführerin von APA-DeFacto.
Foto: APA-DeFacto

Das Special Innovation wird von der Plattform economyaustria finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*. Redaktion: Ernst Brandstetter

Special Innovation

Kompaktes Wissen

Ein Internet-Portal benutzerfreundlich zu gestalten, ist alles andere als eine leichte Übung. Die Herausforderungen liegen in der Aufbereitung der Inhalte, im Zugang zum Marktwissen und in der Kundenorientierung.

Internet-Portale schaffen Ordnung, um den Nutzen für ihre User zu erhöhen. Dabei finden auch zahlreiche innovative Konzepte wie Web 2.0 Eingang in die Überlegungen. Foto: Fotolia.com

Sonja Gerstl

In jeder Landesorganisation und in der Wirtschaftskammer Österreich (WKÖ) gibt es die Funktion des Wissensmanagers oder der Wissensmanagerin, die sich als Auftraggeber und „Owner" des Portals WKO.at verstehen und sich daher mit der strategischen Ausrichtung von WKO.at beschäftigen. Gleichzeitig fungieren sie als Multiplikatoren in der jeweiligen Wirtschaftskammer, um das Management bei der Adaptierung, Entwicklung und Implementierung der organisatorischen Maßnahmen beratend zu unterstützen.

Produktmanagement

Susanne Pöchacker, Wissensmanagerin der WKÖ, erläutert: „Die Wirtschaftskammern verstehen sich unter anderem als Wissensorganisation, die für ihre Mitglieder Services und Informationen aufbereitet und zugänglich macht. Wissensmanagement ist daher für uns als Wissensdienstleister in der Außenwirkung quasi eine Frage des Produktmanagements. Im Sinne der Kundenorientierung versuchen wir, die Organisation mit ihren Wissensprozessen an den Schnittstellen optimal zum Kunden hin auszurichten." Insofern steht die WKÖ – so wie jede andere Organisation, die sich mit der Querschnittsmaterie Wissensmanagement auseinandersetzt – vor der Herausforderung, entsprechende Aktivitäten zu fokussieren.

Neuausrichtung

Derzeit liegt der Schwerpunkt im Wissensmanagement auf der strategischen Neuausrichtung beziehungsweise Überarbeitung von WKO.at. Ziel ist es, den Nutzen für die Mitglieder zu erhöhen. Dabei werden auch Methoden und Konzepte rund um Web 2.0 auf ihre Brauchbarkeit überprüft. Zusätzliche Zugänge zum Content mit visuellen Methoden wie Context Maps oder Tag Clouds werden dabei ebenso diskutiert wie die Möglichkeiten des User Generated Content. Erstere sind mittlerweile State-of-the-Art und gleichzeitig ein Paradigmenwechsel für die User, nämlich von Listen und Texten zu analoger Darstellung und kontextueller Aufbereitung. Bei User Generated Content hingegen geht es weniger um technische Machbarkeit, sondern um die strategische Bedeutung dieser Methoden in der Kommunikation zu den Nutzern. Semantische Technologien wiederum werden im Rahmen eines laufenden Projekts zur Optimierung des Firmen-A-Z auf WKO.at bereits eingesetzt.

„Generell geht es für jede Organisation um die Frage, wie sehr Web 2.0 als modisches Accessoire oder als Zeichen einer Öffnung zum User eingesetzt wird oder ob mit diesen Methoden ein tatsächlicher Mehrwert aus Nutzersicht geschaffen werden kann. In der WKÖ setzen wir uns momentan gerade mit beiden Fragen auseinander", erklärt Pöchacker. Ausgehend von dieser konzeptiven Überarbeitung des Frontend wird parallel dazu die dahinterliegende Wissensorganisation adaptiert. „Internet war lange Zeit ein neues Medium und wurde in den Anfangszeiten, in der Pionierphase, auch organisatorisch als eine eigene Organisationseinheit behandelt", resümiert die Wissensmanagerin. „Im Jahr 2008 gilt es, diese Pionierphase zu beenden und alle damit verbundenen Prozesse und Organisationsstrukturen in Linie zu bringen: Medienkonvergenz, Verankerung der redaktionellen Aufgaben in der Aufgabenbeschreibung und Verständnis bei den Organisationseinheiten für das Medium und die Bedeutung von WKO.at als sehr wichtige Schnittstelle zum Kunden – also zu den Mitgliedern."

www.wko.at

Daten-Highway statt Schneckenpost

Elektronische Rechnung und Übermittlung von Dokumenten entlasten Unternehmen gleich mehrfach.

Es liegt auf der Hand, dass die elektronische Übermittlung von Geschäftsdokumenten und anderen wichtigen Papieren wesentlich effizienter, schneller und schlussendlich auch billiger ist als die physische Übermittlung selbiger. Kein Wunder also, dass sich sogenannte E-Dokumente im Business steigender Beliebtheit erfreuen.

Allerdings ist die Übermittlung via E-Mail oft unsicher, nicht nachvollziehbar und durch rasant steigende Fehlerquoten – wie etwa Spam-Filter, falsch konfigurierte Systeme und dergleichen – erheblich belastet.

Die elektronische Übermittlung von Rechnungen und Geschäftspapieren spart Zeit und Geld. Foto: Bilderbox.com

Um diese Problematik zu lösen, hat Austriapro, die B2B-Standardisierungs- und Expertenplattform, in Zusammenarbeit mit der Wirtschaftskammer Österreich (WKÖ) einen Arbeitskreis gegründet, der eine entsprechende Spezifikation und ein Prototyp-System entwickelt. Das System selbst basiert dabei auf internationalen Standards und Technologien. Zudem wurden die bestehenden Spezifikationen der behördlichen E-Zustellung als Grundlage verwendet, wobei für die Wirtschaft nötige Erweiterungen und Anpassungen erfolgten. Core-Spezifikation und Prototyp-System sind derzeit in Fertigstellung.

Sparsam und effizient

Ein weiteres, bereits erfolgreich abgeschlossenes Projekt von Austriapro betrifft die E-Rechnung. Damit kann der komplette Rechnungsverkehr von der Ausstellung bis zur Zustellung an den Empfänger elektronisch und wesentlich kostengünstiger abgewickelt werden.

Wichtig ist, dass die E-Rechnungen gesetzeskonform elektronisch signiert werden. Denn durch die elektronische Signatur wird sichergestellt, dass die E-Rechnung gegen nachträgliche Veränderungen geschützt und der Absender für den Rechnungsempfänger eindeutig erkennbar ist. Alexandra Sladek, E-Rechnungsansprechpartnerin bei Austriapro, erklärt: „Der Umstieg ist einfach und weit weniger aufwendig, als viele denken. Viele Finanzbuchhaltungssysteme können bereits heute standardmäßig elektronische Rechnungen erzeugen. Um alle Vorteile und Einsparungsmöglichkeiten der E-Rechnung nutzen zu können, muss der Rechnungsstandard jedoch zwischen allen Ausstellern und Empfängern von E-Rechnungen in Österreich einheitlich und abgestimmt sein. Dann ist eine Kostenersparnis von bis zu 70 Prozent möglich. Vor allem seitens der Rechnungsempfänger, da kostspielige Medienbrüche wegfallen."

Austriapro hat daher gemeinsam mit der WKÖ „Ebinterface", ein standardisiertes XML-Format für elektronische Rechnungslegung in Österreich entwickelt. *sog*

www.ebinterface.at

Info

● **Austriapro.** Austriapro ist die B2B-Standardisierungsplattform innerhalb der Wirtschaftskammer Österreich. Sie wurde 1989 auf Initiative der Außenwirtschaftsorganisation der Bundeswirtschaftskammer, heute Wirtschaftskammer Österreich, als gemeinnütziger Verein gegründet.

www.austriapro.at

Special Innovation

Besser, billiger, sauberer

Dokumenten-Management-Unternehmen investierte 2007 insgesamt 1,4 Milliarden US-Dollar in die Forschung.

Ernst Brandstetter

Beim „Inside Innovation at Xerox"-Event 2008 im Palo Alto Research Center (Parc) präsentierten die Forschungszentren des Xerox-Konzerns und ihre Partnerlaboratorien zehn neue Technologien, die Verbesserungen für Arbeitsplatz, Gesundheit und Umwelt bringen. „Unsere Aufgabe ist die Entwicklung innovativer Produkte, um die täglichen Probleme unserer Kunden zu lösen, aber auch die Entwicklung zukunftsweisender Technologien für morgen und darüber hinaus", erklärte Sophie Vandebroek, Leiterin der technischen Abteilung und Vorstand der Xerox Innovation Group.

Die Projekte zeigten den Fokus des Unternehmens auf Vereinfachung und Verbesserung von Dokumenten-Management. 2007 hat Xerox insgesamt 584 US-Gebrauchspatente erhalten, momentan sind circa 86.000 aktive US-Patente angemeldet.

Moderne Drucktechnologien sparen Rohstoffe. Selbstlöschendes Papier kann daher wiederverwendet werden, wenn man den alten Ausdruck nicht mehr braucht. Foto: Bilderbox.com

Gemeinsam mit Fuji Xerox investierte das Unternehmen 1,4 Mrd. US-Dollar (900 Mio. Euro) in Forschung und Entwicklung.

Xerox investiert einen Großteil der Forschungsmittel in die Entwicklung von Diensten für dokumentenintensive Arbeitsprozesse. Intelligentere Dokumenttechnologien erlauben es einem Dokument nicht nur, sich selbst zu organisieren und upzudaten, sondern auch sich selbst vor Veränderungen zu schützen. Verknüpfungen erleichtern beispielsweise das Auffinden entsprechender Informationen, die auf dieses Dokument verweisen. So können Daten fehlerfrei kombiniert und Abläufe beschleunigt werden.

Reinigungstechnik

Die Reinigungstechnik ist eines der vielen Projekte, die aus dem gemeinschaftlichen Innovationsansatz mit Fuji Xerox entstanden sind. Parc-Forscher wenden ihr durch jahrelanges Arbeiten mit Toner-Partikeln erlangtes Fachwissen im Bezug auf die Partikelmanipulation an, um neue Methoden für nachhaltige Produktion und Entsorgung zu entwickeln. Dazu gehören beispielsweise eine membranenfreie Lösung zur Wasseraufbereitung oder der Einsatz von schnell wachsenden Algen, die Kohlendioxid aus der Luft binden. Ein von Fuji Xerox entwickelter „Biomasse"-Kunststoff wird bereits in zahlreichen Produkten verwendet und ist das Ergebnis eines Forschungs- und Entwicklungsprogramms mit dem Ziel, herkömmliche Kunststoffe in Multifunktionseinheiten und Druckern durch umweltfreundliche Materialien zu ersetzen.

Info

● **Forschungspartner.** Xerox ist ein weltweit führendes Unternehmen im Bereich des Dokumenten-Managements und der Dokumentenverarbeitung. Das 1970 gegründete und seit 2002 als vollständige Zweigstelle von Xerox geführte Palo Alto Research Center Inc. (Parc) arbeitet direkt mit vielen anderen Unternehmen zusammen, um neue Technologien und innovative Geschäftsfelder zu entwickeln.
Der aktuelle Fokus ist auf User-Interfaces, Multimedia-Systeme und Anwendungen, auf nachhaltige Umweltlösungen, Dokumentenentwicklung und arbeitsteilige Prozesse gerichtet.
Fuji Xerox Co. Ltd. ist ein Joint Venture von Xerox mit Fuji, wobei Xerox 25 Prozent der Anteile hält.

www.xerox.com

Technologien für die Zukunft

Beispiele aus der aktuellen Arbeit der Xerox-Forscher zeigen die Vielfalt der Innovationen.

Greener Plastics: Zur Reduktion von Elektromüll haben Forscher von Fuji Xerox einen „Biomasse"-Kunststoff entwickelt, der teilweise aus Mais/Getreidestängeln besteht.

Höheres Dokumentenausmaß: Xerox-Wissenschaftler entwickeln multidimensionale Technologien, mit deren Unterstützung in Zukunft Pop-up-Fotos Druckwerke und Produktionsverfahren aufwerten sollen.

Intelligente Ausgabe: Xerox und Parc-Wissenschaftler entwickeln einen vereinfachten Zugang zu und Umgang mit großen Datenmengen. Themen dabei sind Systeme, die festlegen, was eingesehen werden kann, was gedruckt werden kann und welche Teile von Dokumenten nicht gedruckt werden können sollen.

Eins-zu-eins-Kommunikationstechnologien: XMPie, eine Xerox-Tochter, die eine breite Lösungspalette für den variablen und crossmedialen Einsatz von Druckprodukten, E-Mails, SMS oder anderen Dateien anbietet, hat ein Produkt entwickelt, welches erlaubt, Daten und Bilder so zu verbinden, dass starke, personalisierte Kommunikation ermöglicht wird.

Fortschritte bei Druckköpfen: Xerox arbeitet weiter an der Stärkung der firmeneigenen Tintentechnologie und der Weiterentwicklung des einzigartigen Druckerkopf-Designs.

Reinigungstechnik: Parc-Wissenschaftler haben als Teil eines umfassenden Systems von Reinigungstechnikprodukten verbesserte Solarkollektoren sowie ein neuartiges Wasserfiltrationssystem entwickelt, das ohne verstopfungsanfällige Membranen auskommt.

Kategorisierung der nächsten Generation: Xerox hat als Erster ein System zur Klassifikation von digitalen Bildern geschaffen. Dieses ermöglicht die simultane Markierung/Bezeichnung von Text und Bildern. Damit wird eine effektivere Kategorisierung von Online-Dokumenten und anderen Dokumenten ermöglicht.

Randlose Dokumente: Im US-Labor von Fuji Xerox versuchen Wissenschaftler, das Problem eines vereinfachten Zugangs zu Dokumenten auf Kleinbildschirmen (wie auf Handys) zu lösen. Randlose Dokumente nutzen dabei den zur Verfügung stehenden Platz besser.

Selbstlöschendes, wiederverwendbares Papier: Die Xerox-Wissenschaftler haben einen Weg gefunden, nicht dauerhafte Drucke zu entwickeln. Papier, das auf diese Weise bedruckt wird, kann immer wieder verwendet werden.

Biomedizin/Entdeckung seltener Zellen: Parc-Entwicklungen im Bereich der Biologie und Gesundheitsvorsorge reichen bis zur Erforschung seltener Krebszellen und deren molekularer Eigenschaften als Basis für neuartige Therapien. *bra*

Selbstorganisierende Dokumente und moderne Kommunikationstechnologien erleichtern die Arbeit. Foto: Xerox